Zuverläßiger
Briefwechsel
über die
merkwürdige Geſchichte
eines
zweyten Josephs,
in der Person
des Sächſiſchen Amerikaners,
welcher bisher
in Döbeln geweſen iſt.

Erſtes Stück.
1 — 10ter Brief.

Amſterdam 1772.

— — Hoc certo ſcio,
Non me finxiſſe falſi quidquam.

Terent.

Bey derjenigen Perſon, welche dieſen Briefwechſel durch ihre merkwürdige Geſchichte veranlaſſet hat, hoffe ich gewiß Verzeihung zu erhalten, und bey dem gutgeſinneten Theile des Publikums einigen Dank zu verdienen, daß ich die darinnen enthaltenen Nachrichten durch den Druck bekannter mache. Sie ſollen keine ausführliche Beſchreibung aller kleinen Lebensumſtände unſers Sächſiſchen Amerikaners vorſtellen, ſondern nur das vornehmſte in ſich faſſen, woraus man den Zuſammenhang der Begebenheiten, und den Charakter dieſes Mannes im Ganzen überſehen könne. Warum ich ihn auf dem Tittelblatte den zweyten Joſeph genannt habe, das wird der geneigte Leſer ſchon in

der Folge nach und nach ſelbſt einſehen lernen. Jetzt wäre es noch zu frühzeitig, die Vergleichung anzuſtellen. Die Urſachen, daß dieſe Briefe nicht auf einmahl, ſondern ſtückweiſe erſcheinen, begehren wohl die wenigſten zu wiſſen, weil ſie ſich gar leicht errathen laſſen; ſonſt würde ich dieſelben nicht verſchwiegen haben. Was aber hier im voraus mit wenig Worten angezeiget worden iſt, das mußte meinen Gedanken nach, nothwendig vorher erinnert werden. Doch erlaube ich auch in dieſem Stücke einem jeden gerne die Freyheit, anders zu denken, als ich. Erkennt man nur bey der Bekanntmachung dieſer Briefe die edle Abſicht, die ich dabey gehabt habe; ſo bin ich für meine Bemühung doppelt belohnet. **Die Werke Gottes ſoll man herrlich preiſen und offenbaren.** Leipziger Neujahr Meſſe 1772.

Erſter

Erſter Brief.

L. im Sept. 1771.

Ganz Sachſen, und bald möchte ich ſagen, ganz Deutſchland, iſt jetzt nach der Geſchichte eines Mannes begierig, der aus Amerika nach Döbeln gekommen. Ich gehöre auch zu dieſen neugierigen Seelen; und Sie, beſter Freund, könnten mein Verlangen einiger maſſen befriedigen, wenn Sie wollten. Man höret ſoviel ſeltſame Erzählungen durch einander, daß man nicht weis, was man glauben ſoll. In dieſer Ungewißheit wende ich mich daher an Sie, und beſchwöre Sie bey unſerer Freundſchaft, mir dasjenige zu berichten, was Ihnen von dieſem Manne zuverläßig bekannt iſt. Ich verlange nicht alles auf einmahl zu wiſſen; Sie würden mir aber ein großes Vergnügen machen, wenn Sie von Zeit zu Zeit, in Ihre Briefe von ſeinen merkwürdigen Lebensumſtänden eines und das andere mit einflieſſen laſſen wollten. Finden Sie meine Bitte wohl unbillig?

billig? Und können Sie es über Ihr freundschaftliches Herz bringen, mir dieſe unſchuldige Bitte gänzlich abzuſchlagen? Von Ihnen bin ich verſichert, daß Sie viel zu gefällig ſind, als daß Sie nicht dieſe kleine Mühe willig übernehmen ſollten. Bedenken Sie nur, daß Sie Sich dadurch nicht blos Ihren Freund noch mehr verbinden, ſondern auch einer Menge anderer Perſonen, welchen ich Ihre Nachrichten mittheilen werde, einen angenehmen Dienſt erweiſen. Lachen Sie nicht über meine Ungeduld, mit welcher ich dem nächſten Poſttage entgegen ſehe. Ich habe mir vorgenommen, an demſelben eine ganze Geſellſchaft guter Freunde auf meiner Stube zu verſammeln, welche voller Erwartung aufmerkſam zuhören ſollen, was ich ihnen Neues vorzuleſen habe. Alle dieſe werden Ihnen für Ihre Gefälligkeit danken, und ſich mit mir über die wunderbaren Wege der göttlichen Vorſehung erfreuen, die ſie noch jetzt mit manchem Menſchen in der Welt zu gehen pflegt. Ich ſetze dießmahl weiter nichts hinzu, als die ungeheuchelte Verſicherung, daß ich Zeitlebens ſeyn will u. ſ. w.

Zweyter Brief,

(Als eine Antwort auf den vorhergehenden.)

W. im Sept. 1771.

Also haben Sie es auch schon gehöret, was sich jetzt für Wunderdinge in Döbeln begeben? Und ich soll derjenige seyn, der Ihre Neugierigkeit in dieser Sache befriedigt? — Das ist viel, sehr viel von mir verlangt. Ich hätte wohl Lust, Ihnen diese Bitte abzuschlagen; aber damit sind Sie nicht zufrieden. Ich muß also zusehen, wie ich Ihrem Verlangen genug thue, und solche Nachrichten auftreibe, welche das Siegel der Zuverläßigkeit mit sich führen. Allein, so lange dieses noch nicht geschehen ist; so glauben Sie alles, was man Ihnen hiervon erzählet, nur halb. Man könnte ein ganzes Buch von allen denen Lügen schreiben, mit welchen sich viele Menschen von diesem Herrn aus Suriname eine lange Zeit herum getragen haben, und noch immer herumtragen. War es Scherz oder Ernst, Einfalt, oder Neid und Bosheit, wenn man ausſprengete, daß er nicht ankommen würde, weil die See zurückge-

treten wäre, und die Schiffe nicht anlanden könnten? Und um dieser Unwahrheit einen Schein zu geben; so bezog man sich auf Briefe, die von ihm selbst geschrieben seyn sollten, und in welchen er seiner Freundschafft dieses gemeldet hätte. Die Briefe hatte man ans Land bringen können; aber die Personen nicht. Welche Uiberlegung! Doch diese Sage mußte schlechterdings aufhören, so bald schriftliche Nachricht einlief, daß unser Herr Landsmann glücklich in Amsterdam angelanget wäre. Weil Er aber nicht gleich mit der ersten Post in Döbeln erschien; so entstand zum andernmahle die Rede, daß er nicht käme: und einige Döbelsche Leute hatten so gar an auswärtigen Orten zur Bestätigung dieser neuen Lügen hinzugesetzt, daß man auf der Canzel für Ihm zu bitten aufgehöret hätte. Beyläufig muß ich Ihnen hier sagen, daß derselbe in demjenigen Briefe, in welchem Er Seinem alten Vater Seinen festen Entschluß meldete, daß Er im Monate May 1771. zu Schiffe gehen würde, um Sein Vaterland zu sehen, zugleich ausdrücklich verlangt hatte, daß man Ihm auf der

Canzel

Canzel in Döbeln in das öffentliche Kirchengebeth mit einschlüßen möchte. Diesem Verlangen hatten die Herren Prediger des Orts gewillfahret, und man setzte diese Fürbitte so lange fort, bis die Ankunft in seiner Geburtsstadt würklich erfolget war. Nun komte man zwar dieselbe nicht weiter läugnen: man wußte sich aber geschwind auf eine andere Weise zu helfen: es hieß, Er würde nur etwa 14. Tage da bleiben können, weil die Schiffarth sonst zu Ende gienge. Nach der Meynung dieser seltsamen Leute sollte also ein verständiger Mann eine Reise zur See von ungefähr 1500 Meilen unternommen haben, und auf 80. bis 90. Meilen zu Lande gereiset seyn, um in etlichen Wochen darauf einen solchen weiten Weg wieder zurück gehen zu können. Ich kann es mir leicht vorstellen, daß Sie Sich über dergleichen Menschen heimlich ärgern werden, welche solche schwache Urtheile zu fällen gewohnet sind. Allein das ist in der Welt nichts neues; viele Leute urtheilen in ähnlichen Fällen noch weit verkehrter. Ich möchte nur alle die falschen Nachrichten auf, einem Pappiere beysammen

ſehen, welche man über dieſe ſeltene Begebenheit bisher in groſſer Menge ausgeſprenget hat. Vielleicht ſind Sie wohl Selbſt unter der Anzahl derer geweſen, welche alles für einen bloſen Roman hielten. So weit gieng bey manchen der hiſtoriſche Unglaube. Das ſchien ihnen eine wahre Unmöglichkeit zu ſeyn, daß GOtt aus einem armen Tuchmachergeſellen einen ſo groſſen reichen Mann machen, und dieſer für ſeinen alten Vater, und ſeine ſämtlichen Geſchwiſter ſo viel Liebe haben könnte, mit ſehr groſſen Koſten, und nicht geringer Lebensgefahr einen Beſuch bey ſeinen Freunden in einer ſo weiten Entfernung abzuſtatten. Freylich ſind zu ſolchen Unternehmungen keine gemeine Seelen fähig. Tauſend Menſchen dürften nicht an der Stelle dieſes Amerikaners geweſen ſeyn; ſie würden ſicher nichts von allem dieſem gethan und gewaget haben, was gleichwohl dieſer edelgeſinnte und beherzte Mann wagte und thut. Doch, was mache ich? Sie verlangen Neuigkeiten zu leſen; und ich, ach! ich moraliſire Ihnen in dem Alltagstone vor. Wenn Sie anders Ihre Neubegierde geſtillet

haben

haben wollen; so werden Sie Sich noch oft solchen moralischen Ausfällen ausgesetzt sehen. Und was Sie vollends gegen mich aufbringen wird; so werde ich den Augenblick meinen Brief endigen, und Sie mit einer vornehmen Mine zur Geduld verweisen. Ich bedauere nur Ihre guten Freunde, welchen sie eine so vergebliche Hoffnung gemacht haben, daß sie recht viel Neues erfahren sollten. Wenn ich nicht geschwind meinen Brief zusiegele und fortschicke; so fähret die Post ab, und Sie erfahren mit dieser Gelegenheit nicht einmahl daß ich noch lebe, und noch immer der Ihrige bin.

Dritter Brief,

(Zur Fortsetzung.)

Abends um 11. Uhr.

Eben jetzt bläßt der Postilion in vollem Trabe über die Brücke, um meinen vorigen Brief zu rechter früher Tageszeit nach L. in Ihre Hände zu überliefern; und ich, Ihr allzudienstfertiger Freund, setze mich bey nächtlicher Lampe wieder an mein Pult, nehme einen frischen Bogen Pappier, und schreibe tapfer darauf los. Sie wissen es ja schon, wie ich bin. Wenn ich einmahl die Feder ergreife, und eine Arbeit vornehme: so ruhe ich nicht eher, als bis ich dieselbe vollbracht habe. Machen Sie aber von dieser meiner Emsigkeit ja nicht den Schluß auf dem gegenwärtigen Fall. Bey dieser Lebensbeschreibung, zu der Sie mich herausgefordert haben, muß ich es, wie die Bienen, machen, welche alles mühsam und in kleinen Bisgen hier und da zusammen lesen. Und überdieses möchte ich gerne nur lauter Honig sammeln, und für das Wachs andere sorgen lassen. Ob es mir gelingen wer-

de, das muß der Erfolg ausweisen. Nach dieser kleinen Vorrede will ich also den Faden der Erzählung wieder aufsuchen, wo ich ihn das letztemahl abgerissen hatte. Döbeln, diese feine Mittelstadt in Sachsen, hat allein das Glück, diesen Gesegneten des HErrn in seine Mauren, gleichsam, als ein Eigenthum, zu besitzen. Am vierten September gegen Abend hielt er seinen feyerlichen Einzug in einem schönen Wagen mit 6. Postpferden bespannet, unter dem Zulauf einer unbeschreiblichen Menge Volks. Haben Sie jemals eine fürstliche Person einholen sehen; so wissen sie hiermit, wie die gegenwärtige Ankunft beschaffen war. Hier möchte ich die Bewegungen des Herzens, die bey solchen Umständen natürlicher Weise entstehen mußten, auf das genaueste zu bemerken im Stande gewesen seyn. Was für ein gewaltiger Unterschied zwischen Seinem Auszuge auf die Wanderschaft, und der jetzigen Einholung im Triumphe! So viel weis ich, weil Er es selbst gesaget hat, daß Ihm bey diesem Anblicke Hören und Sehen vergangen, und Er nicht eher vollkommen wieder zu sich selbst gekommen sey,

als bis der Empfang mit ſeinen nahen Blutsfreunden vorüber geweſen. Er hatte dafür Sorge tragen laſſen, daß Er ſeinen alten Vater, einen Greiß von achtzig Jahren, zuerſt ganz allein in einem Zimmer ſprechen möchte, um den kindlichen Regungen Seines Herzens ohne Zwang einen freyen Lauf laſſen zu können. Ich geſtehe es, eine ſolche rührende Scene hätte ich mit anſehen mögen. Seit dem Jakob ſich über das Leben und Glück ſeines Joſephs erfreuet, ſo hat ſich wohl kaum ein Vater in ähnlichern Umſtänden befunden. Und wer das mit einer völligen Gleichgültigkeit leſen kann, dem ſpreche ich eine empfindſame Seele ohne alle Gnade und Barmherzigkeit ſchlechterdings ab. Ich weis, Sie ſind in dieſem Stücke meiner Meynung, und billigen meinen Eifer. Unmöglich können Sie unwillig auf mich werden, daß hier die Empfindungen meines Herzens ſich meiner Feder bemächtigen, und denjenigen Nachrichten den Platz wegnehmen, nach welchen Sie ſo auſſerordentlich begierig ſind. Schämen Sie Sich nicht, liebſter Freund, zu bekennen, daß

Sie

Sie eine aufrichtige Thräne der Freude und Dankbarkeit gegen GOtt geweinet haben würden, wenn sie ein Augenzeuge gewesen wären, wie Vater und Sohn, einige Zeit nach der ersten Umarmung, ohne Bewegung auf einem Canape neben einander sitzen, und für Thränen kein Wort sprechen können, da indessen alle Geschwister mit ihren Weibern und Kindern um sie herum stehen, und stumme Zuschauer abgeben, und niemand das Stillschweigen zu unterbrechen sich wagt, bis die ersten Empfindungen vorüber sind, die Herzen sich nach und nach von ihrer Beklemmung los reißen, und endlich der Neuangekommene sich von seiner freudigen Betäubung zuerst wieder erholet, und mit einer Art von zärtlicher Ungeduld fragt: Wo ist mein ältester Bruder? Das darf Sie keinesweges befremden, wenn man nach einer Abwesenheit von 25. Jahren, bey der ersten Zusammenkunft und den allzuheftigen Aufwallungen des frölichen Herzens über das glückliche Wiedersehen, seine Brüder, in Ansehung ihres Alters nicht zu unterscheiden weis. Genug, daß es sich würklich hier

so

ſo zugetragen hat. Bey einer ſo ſeltenen Begebenheit verdienen auch dergleichen Kleinigkeiten angemerkt zu werden; ich übergehe aber gleichwohl viele derſelben mit Stillſchweigen. Ich mache Ihnen alſo keine Beſchreibung von einer öffentlichen Abendmuſik, welche unter dem Zulaufe der Einheimiſchen und Benachbarten mit Trompeten und Paucken aufgeführet ward. Und daß dieſer Herr den dritten Tag nach ſeiner Ankunft, dem Herrn Oberſten des Regiments, wovon der Stab in Döbeln ſtehet, ſeine Aufwartung gemacht, ſich darauf den ſämtlichen Officiers bey der Wachtparade vorſtellen laſſen, dem verſammelten Stadtmagiſtrate auf dem Rathhauſe ſeine Ergebenheit bezeiget, bey den 3. Geiſtlichen einen Beſuch abgeleget, und noch viel anderen Perſonen vom vornehmen und bürgerlichen Stande perſönlich, in den erſten Tagen zugeſprochen habe, das läßet ſich von einem Manne, der die Regeln einer geſitteten Lebensart vollkommen verſtehet, gar nicht anders denken. Ich würde Ihnen dieſes nimmermehr gemeldet haben, wenn ich nicht vermuthen müßte, daß ſich

unter

unter denen, welche diese Briefe zu lesen bekommen, vielleicht einige finden möchten, die aus solchen Dingen weit mehr machen, als wenn ich Ihnen erzählete, daß unser glücklicher Landsmann es für seine Pflicht gehalten hätte, vor allen Dingen sein öffentches Dankopfer im Hause des HErrn darzubringen, und so wohl früh als nachmittags dem Gottesdienste beyzuwohnen. Kennen Sie keine Personen, welche es Ihm hundertmahl vergeben haben würden, wenn Er den ersten Sonntag gar nicht in die Kirche gekommen wäre, aber es Ihm nimmermehr verziehen, wenn Er das Cerimoniell des Landes übertreten, und die gewöhnlichen Staatsvisiten unterlassen hätte? Und sind Ihnen recht viel solche Herren und Damen unter uns bekannt; so schmählen Sie ja nicht auf mich, daß ich Ihnen zumuthe, dergleichen höchstwichtige Kleinigkeiten zu lesen. Ich schreibe doch einmahl nicht für Sie allein; und nicht alle Ihre Freunde haben auch mit Ihnen einerley moralischen Geschmack. Wenn Sie also recht viel Neues von mir

hören wollen; ſo müſſen Sie Sich ſchlechterdings bisweilen von Ihrer philoſophiſchen Höhe herunter laſſen. Uiber dieſen Umſtand erwarte ich erſt Ihre Erklärung. Und ſo lange dieſelbe nicht bey mir eingegangen iſt, und woferne ſie nicht nach meinem Sinne lautet; ſo ſetze ich keine Zeile weiter an. Uiberlegen Sie die Sache wohl, ehe Sie Ihren Entſchluß von Sich geben; und bedenken Sie nur, um was für intereßante Nachrichten Sie Sich bringen, wenn Sie mich böſe machen. Ich fühle meine Wichtigkeit recht eigentlich, ſeitdem Sie mich für denjenigen erkläret haben, durch den Sie die zuverläßigſten Lebensumſtände unſers Sächſiſchen Amerikaners am beſten zu erfahren hofften. Und darum rede ich hier mit Ihnen in einem ſo hohen Tone. Doch Sie verſtehen mich ſchon; und ich bin dem ungeachtet immer noch ꝛc.

Vierter Brief.

L. zu Ende des Sept. 1771.

Was werden Sie dazu sagen, daß ich Ihre Briefe bereits mit einer kleiner Vorrede in die Druckerey gegeben, und der ganzen deutschen Welt vor Augen geleget habe? Ich wußte kein besser Mittel, Sie zur Fortsetzung Ihres Briefwechsels zu vermögen, und keinen stärkern Beweiß, daß mir auch die allergeringsten Umstände in der Geschichte eines so aufferordentlichen Mannes Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen. Gestehen Sie es nur aufrichtig, daß es gleich vom Anfange Ihre Absicht gewesen sey, nicht blos für Ihren Freund, sondern für das ganze neugierige Publikum zu schreiben. Ich glaube also, Ihre Gedanken errathen zu haben, und ich bin hiermit Ihren Wünschen zuvorgekommen. Sie werden mir doch ihr gegebenes Wort nicht wieder zurück nehmen? Das thut kein ehrlicher Mann. Und überdieses schmeichelt mein Unternehmen Ihrer Eitelkeit; denn es ist doch in der That ganz artig, wenn man sich gedruckt weiß. Lassen Sie

mich und meinen Verleger nicht etwa in der Schande ſtecken. Das Werk iſt einmahl angefangen; es muß auch vollendet werden, und das durch Ihre gütige Bemühung. Ich will Ihnen recht viel Zeit dazu laſſen; und das Publikum wird gerne mit etlichen Bogen zufrieden ſeyn. Auf dieſe Weiſe gewinnen ſie deſtomehr Zeit, zuverläßige Nachrichten einzuziehen, ohne daß Sie Sich übereilen dürfen, und es Ihnen gar zu beſchwerlich falle. Wenn Sie nach ſo billigen Bedingungen, die ich Ihnen vorſchreibe, Ihr Verſprechen wieder zurück nehmen; ſo kündige ich Ihnen meine Freundſchaft auf, und bin nicht mehr, wie Sie es ſich ſonſt von mir ſo gerne haben ſagen laſſen ꝛc.

Fünfter Brief.

(Zur Antwort auf den vorigen.)

W. zu Anfange des Octobers 1771.

Ich habe es gedacht, daß Sie mir diesen Streich spielen würden; ich bin aber auch so offenherzig, Ihnen zu gestehen, daß ich mir denselben ganz wohl gefallen lasse. Sie mögen zusehen, wie Sie es bey der gelehrten Welt verantworten, daß man meine Briefe lesen soll; und die Herren Journalisten wollte ich bey dieser Gelegenheit ergebenst ersuchet haben, dieselben gänzlich auf die Seite zu legen. Wer kann es ihnen zumuthen, etwas so gemeines und trockenes mit ihrer Aufmerksamkeit zu beehren? Und wenn sie es dem ungeachtet nicht unterlassen; so ersuche ich sie um eine gnädige Strafe. Nunmehr bin ich also ein Autor und Geschichtschreiber. Ich muß aber die Sache wohl nicht zum Besten verstehen, weil ich Ihnen zur Zeit noch kein Wort von dem Nahmen dieses Döbelschen Amerikaners gesaget habe. Wissen Sie also, daß Er sich jetzt **Clemens** schreibt, und aus der

in Döbeln wohl bekannten Familie der Cleme abſtammt, welche ſich in verſchiedene Nebenlinien ausgebreitet hat. Das darf Sie nicht befremden, daß Er ſeinen Nahmen ſo ſchön verändert, und mit einigen Buchſtaben vermehret. Bey ſolchen auſſerordentlichen Glücksfällen iſt das gar nichts ungewöhnliches. Und wenn Seine ganze Familie künftig ſeinem Beyſpiele folgen ſollte; ſo kann ihr dieſes niemand verdenken, als derjenige, welcher nicht verſteht, wieviel öfters bey Erbſchaften z. E. und in ähnlichen Angelegenheiten auf einen einzigen Buchſtaben ankomme. Wer jemanden die Veränderung ſeines Geſchlechtsnahmens ſogleich für einen Hochmuth auslegen will, der verräth Neid und Unwiſſenheit, wenn er nicht beweiſen kann, daß man ſich ſeiner niedrigen Herkunft und armen Anverwandten ſchäme. Das iſt aber hier der Fall gewiß nicht, wie der Augenſchein einem jeden überzeugen kann, der nur ſehen will, und nicht liebloſe Urtheile zu fällen gewohnet iſt. Wer ſchämet ſich ſeiner armen Freunde weniger, als un-

ser Herr Clemens? Wer nimmt sich seiner Familie mehr an, als eben Er? Ich werde Ihnen in der Folge sehr viel davon zu erzählen haben. Wenn Er nicht alle seine weitläuftigen Freunde in den Seitenlinien zu grossen Herren macht, und in den Stand des Uiberflusses versetzt; so kann Ihn deßwegen niemand tadeln, als derjenige, der ein unzufriedenes Herz hat, und gern alles auf der unbilligen Seite beurtheilet. Ist das nichts, wenn man sich aller seiner Geschwister und ihrer Kinder mit Nachdruck annimmt? Und doch hat Herr Clemens auch seinen armen Freunden in den Nebenzweigen, die sich in der Nähe und Ferne befinden, Geschenke an Gelde gegeben. Es ist Undank gegen GOTT, wenn nicht ein jeder mit demjenigen zufrieden seyn will, was ihm auf diese unerwartete Weise bey dieser gegenwärtigen Theuerung mitgetheilet worden. Dieser reiche Amerikaner müßte Königreiche austheilen können, und die Schätze des großen Mogols besitzen, wenn er allen und jeden nach ihren Gedan-

ken genug geben ſollte. Die wenigſten wollen hier mit wenigen ſich begnügen laſſen; viele verlangen gleich die Geſchenke zu hunderten; und einige glauben berechtiget zu ſeyn, daß ſie Tauſende fordern könnten. Gewiß, die Unbilligkeit iſt in dieſem Stücke ſehr groß geweſen. Vergeben Sie mir dieſe kleine Ausſchweifung. Mich deucht, daß ſie eben nicht am unrechten Orte ſtehe. Nunmehr wiſſen Sie alſo, wie der Held meiner Geſchichte heiße; den Augenblick werden Sie einen Schritt weiter fortrücken; aber merken Sie es wohl, nur einen Schritt. Ich mache es, wie die Herren Advocaten, welchen viel daran gelegen iſt, wenn eine große Menge Papier verſchrieben wird. Es hat ſeinen guten Nutzen; bey mir auch. Ich und mein Verleger wiſſen das am beſten. Doch dieſe Anmerkung abermahl nur im Vorbeygehen; ich komme wieder zu meiner Hauptſache. Wenn ich es Ihnen auch nicht ausdrücklich meldete, daß Herr Clemens noch Brüder hätte; ſo könnten Sie das doch aus der bisherigen Erzählung ſchlüſſen.

Er

Er iſt nämlich unter 4. noch lebenden Brüdern der dritte; ein Umſtand, der ſich vortrefflich zu der Vergleichung mit Joſeph ſchicket: denn dieſer hatte auch einen jüngern Bruder Benjamin. Wenn aber bey dieſer gezogenen Parallele nicht alles paßet; ſo iſt das nicht meine Schuld. Unterdeſſen iſt es doch wohl erlaubt, die Aehnlichkeit unter zwey Perſonen ſo weit zu treiben, als es auf eine ungezwungene Weiſe geſchehen kann. Ich verbitte daher alle Spötterey, wenn ich Ihnen dieſe 4. Brüder, als gelernete Tuchmacher vorſtelle, welche ehedem das Handwerk ihres Vaters getrieben haben, das der Aelteſte unter ihnen noch jetzt fortſetzet. Wenn es in der Geſchichte Joſephs ein merkwürdiger Umſtand iſt, daß ihn ſein Vater vorzüglich lieb hatte, und ſich dieſes recht deutlich vor ſeinen andern Söhnen merken ließ; ſo darf ich es wohl nicht mit Stillſchweigen übergehen, daß unſer Herr Clemens in ſeiner Jugend von ſeinem Vater ebenfalls am meiſten geliebet worden ſey, ob dieſer gleich hierbey mehr Vorſicht, als jener gebrauchte.

Sie fragen mich, woher mir dieſes bekannt ſey? Da ich ſehr viele Donnerſtage in Döbeln zubringe; ſo wäre es ja leicht möglich, dieſes aus ſeinem eigenem Munde gehöret zu haben: allein ich will Ihnen von meiner Vermuthung auch noch einen andern Beweiß geben. Der Vater unſers Clemens hat ſehr oft zu ſeinen guten Freunden geſagt, daß dieſer Sohn wegen ſeines muntern und feurigen Temperaments am meiſten nach ihm gerathen wäre. Verſtehen Sie, was dieſe Worte in der Sprache der Eltern bedeuten? Und darf ich Ihnen einen ſtärkern Beweis anführen, um meiner Meynung völlig beyzutreten? Es gereichet dieſem glücklichen Greiſe noch jetzt zu einem wahren Lobſpruche, daß er ſich weder gegen den Liebling ſeines Herzens in den Jahren der Jugend über dieſen Punkt deutlicher herausgelaſſen, noch ſeinen andern Söhnen Gelegenheit zum Argwohne gegeben hat. Wieviel Kinder von guten Eigenſchaften werden blos dadurch verderbet, daß ſie von ihren Eltern mehr geliebet werden, als ihre andern Geſchwiſter? Und was für Haß und Neid entſtehet

ſtehet nicht oft unter Brüdern, wenn Väter und Mütter in ihrer Liebe gegen ihre Kinder ſo viel Partheylichkeit blicken laſſen? Freylich iſt es natürlich, daß mir ein Kind guter Art lieber iſt, als ein bösartiges. Muß ich aber deswegen dieſes gänzlich mit Verachtung betrachten, und kaum vor den Augen erſehen können? Sehr viel Eltern müſſen dieſen Fehler der Erziehung auf ihr Alter ſehr theuer bezahlen; und man hat davon mehr als ein trauriges Exempel. Bey unſerem Clemens, gegen welchen ſein Vater ſo viel vorzügliche Liebe heimlich in ſeinem Herzen unterhielt, ohne daß er es vielleicht ſelbſt ſo deutlich merkte, und andern zu erkennen gab, dürfte es niemand gereuet haben, ihm ganz beſonders gewogen geweſen zu ſeyn. Ob er aber zu dieſem auſſerordentlichen Glücke gelanget wäre, wenn man Ihn in der Kindheit bey ſeiner großen Lebhaftigkeit noch dazu verzärtelt hätte, das mag ich nicht ausmachen. Es reiſen genug ungezogene Kinder, die niemanden folgen wollen, nach Oſt- und Weſt-Indien; und faſt alle bleiben Zeitlebens verdorbe-

ne

ne Leute. Sehen Sie den Mann, von welchen ich rede, nicht etwa auch als einen kleinen Taugenichts an, der seinen Vater davon gelaufen ist. Nichts weniger, als dieses. Doch hier muß ich abbrechen, um meinen Brief nicht ungewöhnlich lang zu machen. Ich habe nicht nöthig, mich deswegen bey Ihnen zu entschuldigen, weil Sie die Ursache davon einsehen. Nur eine kleine Geduld; so sollen Sie bald mehr zu hören bekommen. Für dießmahl nichts weiter, als nur noch die Versicherung, daß ich bin u. s. w.

Sechster Brief.

L. in der Mitte des Octobers, 1771.

Sie sind doch in der That ein rechter gefälliger und dienstfertiger Mann; das muß Ihnen auch Ihr ärgster Feind lassen. Ich befürchtete immer, ich möchte darüber einen kleinen Verweiß bekommen, daß ich mit Ihren Briefen so geschwind in die Druckerey geeilet; ich würde mir aber nunmehr selbst einen Vorwurf machen, wenn ich es nicht gethan hätte. So wenig ich auch zur Zeit von der Geschichte des Hrn. Clemens weiß; so sehe ich doch bereits so viel ein, daß sie es verdient, allgemein bekannt zu werden. Fürchten Sie Sich immer nicht für den Herren Kunstrichtern; es giebt auch billige Männer unter ihnen, die Sie gewiß nicht nach der äuserſten Strenge beurtheilen, sondern Ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen werden. Schreiben Sie nur getrost fort; Ihre Briefe werden Liebhaber genug finden. Sehr rührend kam mir der Auftritt vor, welcher zwischen unsern Herrn Clemens und seinem alten Vater bey

seiner

ſeiner Ankunft in Döbeln vorgefallen iſt, und ich konnte mir denſelben recht lebhaft im Geiſte vorſtellen. Und der Umſtand, daß derſelbe nur von armen und niedrigen Eltern aus dem ehrlichen Bürgerſtande abſtammet, ſcheinet mir weit merkwürdiger zu ſeyn, als wenn Er ſich einer hohen Herkunft zu rühmen hätte. Das iſt keine große Kunſt, wenn man von vornehmen und reichen Eltern geboren, auf eine vortreffliche Art erzogen, und durch mächtige Freunde und Beförderer unterſtützet worden iſt, auch ſelbſt wieder zu großen Ehren und Reichthümern zu gelangen: denn das kann man alle Tage ſehen. Allein aus einem armen Handwerksgeſellen ein großer Herr zu werden, das will ſchon etwas mehr ſagen, und kommt ſelten vor. Wenn das alle Perſonen einſehen wollten; ſo würden ſie weiſe werden, und nicht ſo oft ohne alle Verdienſte und Tugenden ſich eine hohe Geburt zum Verdienſte anrechnen, und ſich dadurch bey allen Verſtändigen lächerlich machen. Vornehmes Herkommen ohne dergleichen Geſinnungen und Eigenſchaften bringt in der

That

That mehr Schande, als Ehre. Uiberdieſes pflanzen ſich heroiſche Tugenden nicht mit dem Blute fort, und mit der Ammenmilch werden ſie gewiß auch nicht eingeſogen, da dieſelbe nach der herrſchenden Mode gemeiniglich nur bürgerlich, und noch dazu von der niedrigſten Sorte zu ſeyn pflegt. Sie ſehen, liebſter Freund, daß ich Ihnen im Moraliſiren nichts nachgebe. Schaffen Sie mir bald wieder Gelegenheit, mich in dieſem Felde üben zu können. Mit dieſer Hoffnung verbleibe ich u. ſ. w.

Siebenter Brief.

(Zur Fortsetzung des Fünften.)

W. zu Ende des Octobers. 1771.

Nehmen Sie mir es nicht übel, in Ihrer letzten Anmerkung über die Vornehmen ist etwas Galle verborgen. Mir kommt es vor, als ob Sie Sich ein wenig wegen der Verachtung rächen wollten, womit uns einige dieser Herren zu beehren pflegen. Das ist nicht recht fein von Ihnen. Sie sollten groß mühiger handeln, und nicht Böses mit Besen vergelten. Es fehlet nicht viel; so fordern Sie gar auf ein paar Kugeln heraus. Alsdenn ist dasjenige Geschöpf fertig, welches einen vornehmen Körper, mit einer unedeln Seele hat. Diese Moral ist wohl nicht nach Ihrem Geschmacke; allein Sie haben sie erhohlet. Um Sie wieder gut zu machen, will ich nunmehr in meiner Erzählung fortfahren. Ich habe Ihnen letzthin gesagt, daß Herr Clemens in seiner Jugend ein Tuchmacher gewesen sey; wenigstens hatte ihn der Wille seines Vaters dazu bestimmt.

ſtammt. Kaum war Er aber in ſeinem 17ten Jahre zum Geſellen geſprochen worden; ſo verlangete Er auch ſchon zu wandern. Dieſes Verlangen verräth Sein lebhaftes Genie ſehr deutlich, ob es gleich Sein Vater nicht ſogleich befriedigen wollte. Unſer Clemens bekam vielmehr deswegen einen Verweiß, daß Er ohne eine erlangte Fertigkeit in der Profeßion ſchon an die Wanderſchaft gedächte; und ſo viel ich davon verſtehe, ſo hatte der alte Vater nicht ſo gar unrecht. Allein Sein beherzter Sohn blieb auf Seinem Vorſatze, und wiederholete einmahl über das andere ſeine Bitte: **Vater, ich will wandern.** Beyde Eltern hatten es bisher immer nicht für einen rechten Ernſt gehalten; allein ſie mußten endlich ihre Gedanken ändern, wie ſie ihren Sohn bey ſeinem Vorſatze beharren ſahen. Dieſen Rath würde ich allen Eltern geben, ihren Kindern ja nicht hinderlich zu ſeyn, wenn ſie in dieſer und jener Sache ein beſonderes Verlangen nach etwas äußern. Vernünftige Vorſtellungen können ſie ihnen wohl machen, und dieſelben von ihrem Vorhaben abzuhalten ſu-

chen; allein Gewalt zu gebrauchen, wenn die Güte nichts helfen will, das iſt nicht nur höchſtſchädlich, ſondern auch nicht einmahl erlaubt. Erwachſene Kinder haben ihren eigenen Verſtand, und ihren freyen Willen, ſich eine Lebensart zu erwählen, wozu ſie die meiſte Luſt bey ſich ſpüren; und vernünftige Eltern thun ihnen alſo keinen gewaltſamen Eintrag, wenn auch gleich nicht alles nach ihrem Sinne wäre. Ich muß es daher an den Eltern unſers El. gar ſehr loben, daß ſie ihren Willen nach dem ſeinigen richteten, ſo manche erhebliche Einwendung ſich auch noch dagegen machen ließ. Viele Mütter ſuchen es ſonſt zu verhindern, wenn ihr liebes Söhngen hinter dem warmen Ofen vorkommen ſoll; allein hier war gerade das Gegentheil. Die Mutter des Unſrigen glaubte es am erſten, daß es mit ſeinem Wandern kein Scherz wäre, und beredete daher auch ihren Ehegatten, daß er denſelben mit ſeinem väterlichen Segen endlich von ſich laſſen möchte. Hätte man ihn noch einige Zeit länger aufgehalten; ſo würde er zu demjenigen Glücke nicht gelanget ſeyn, das ihm

GOtt

GOtt in Amerika zugedacht hatte. Uiberhaupt habe ich dieſes ſchon mehr als einmahl zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß es ſehr wohlgethan ſey, wenn man den Wegen der göttlichen Vorſehung unbeſorgt folget, und nicht erſt viel mit Fleiſch und Blut zu Rathe gehet. Sehr viele Menſchen ſind ſich ſelbſt dadurch an ihrem Glücke hinderlich, daß ſie bey dieſem und jenem geheimen Triebe, der ſich in ihnen mächtig reget, bey dieſem und jenem günſtigen Blicke, der ſich ihnen zeiget, erſt die halbe Welt um Rath fragen, was ſie thun oder laſſen ſollen, und alsdenn gemeiniglich zu keinem feſten Entſchluße kommen. Denn ehe ſie dieſen faſſen können; ſo müſſen ſie ſchon von allen Seiten her eine völlige Sicherheit, und gleichſam Brief und Siegel über ihr künftiges Schickſal haben. Auf GOtt trauen, iſt in den Gedanken dieſer Leute ſo viel, als GOtt verſuchen. Denn wozu, ſagen ſie, hat der Menſch ſeine geſunde Vernunft empfangen, wenn er dieſelbe nicht brauchen will? Sie wollen ſich ſelbſt klug genug ſeyn, und ihr Glück ihrer tiefen Einſicht und reifen Uiberlegung zu verdanken haben.

Uiber dieſen häufigen Berathſchlagungen mit ſich ſelbſt und andern Perſonen, ſtreicht denn die flüchtige Zeit vorbey, das Glück entwiſchet ihnen aus der Hand, und kehret nicht wieder um, wenn es einmahl entflohen iſt. Glaubten ſie mit wahrer Uiberzeugung ihres Herzens, daß GOtt weiſer, als die Menſchen iſt, und alle Dinge nach ſeinem Willen ordnet; ſo würden ſie ſich nicht ſo viel bedenken, einem gewiſſen prophetiſchen Winke zu folgen, der ihnen gegeben wird. Und von dieſer Art war denn der ſtarke Trieb, welchen der junge El. zur Wanderſchaft bey ſich verſpürete. Wer in dieſem Stücke nicht meiner Meynung iſt, dem erlaube ich hiermit, über meine heilige Einfalt zu lachen. Freylich bin ich keiner von den Weiſen dieſer Erde, welche es beweiſen können, daß Alles von Ungefähr ſey; meine Thorheit geht noch immer ſo weit, daß ich ſo gar eine göttliche Vorſehung glaube, und dieſer bey der wunderbaren Führung unſers El. die Ehre allein gebe. Was ſagen Sie zu dieſen Gedanken, mein Beſter? Finden Sie dieſelben gegründet, oder nicht? Wenn ich nur

Ihren

Ihren Beyfall habe; so frage ich nichts nach dem Tadel der ganzen Welt. Oder, wenn Sie mir nicht beypflichten wollen; so müssen Sie doch wenigstens zugeben, daß niemand nach Amerika reisen könne, wofern er nicht die Erlaubniß erhält, aus seines Vaters Hause zu gehen. So bald also der junge Cl. die Einwilligung seiner Eltern hierzu hatte; so verließ Er Döbeln, um sein Heil in der Fremde zu versuchen. Es war ihm nicht blos darum zu thun, daß Er seine gesetzmäßigen Jahre wandern möchte; seine Gedanken giengen weiter. Schon diese Gesinnung allein würde Ihm viel Ehre bringen, wenn Er auch seine ganze Lebenszeit ein ehrlicher Tuchmacher hätte bleiben müssen. Er wollte nicht etwa, wie viele seines gleichen, nur bis in die nächste Stadt wandern, um nach verfloßener Zeit geschwind wieder nach Hause eilen zu können; sondern sein ernstlicher Vorsatz war, in die weite Welt zu gehen. Es darf keinen Handwerksmann gereuen, wenn er sich in fremden Ländern etwas umgesehen; es hat vielmehr in seine ganze übrige Lebensart einen nützlichen

Einfluß. Freylich werden nicht alle in der Fremde klüger. Das siehet man besonders an unsern jungen Herren, welche nach Paris reisen, um mit einer Theaterprinzeßinn ein Liebesverständniß zu errichten, das väterliche Erbtheil durchzubringen, und wohl noch ansehnliche Schulden dazu zu machen, um nach allen diesen Heldenthaten, mit einer verdorbenen Seele, und einem kranken Leibe wieder in ihr Vaterland zurückzukehren. Solche Herren hätten allerdings besser gethan, wenn sie Zeitlebens zu Hause geblieben wären, ihren Haasen gehetzt, und ein Rebhuhn geschossen hätten. Doch, es wird endlich einmahl Zeit, unsern Cl. durch seine Freunde aus Döbeln auf die Wanderschaft begleiten zu lassen. Nachdem Er mit ihnen so weit gegangen war, daß Er nun seine Vaterstadt aus dem Gesichte verlieren, und seinen Abschied mit den Seinigen machen sollte; so sagte Er noch zuletzt: **Gute Nacht, Döbeln! du bekommst mich in meinem Leben nicht wieder zu sehen.** Es ist das nur allzuwohl in einem gewissen Verstande eingetroffen. Denn Döbeln hat diesen

Tuch-

Tuchmachergesellen nicht wieder einwandern sehen; sondern an dessen Stelle ist **Herr Hauptmann Cl. aus Suriname** angekommen. Sein alter Vater hat diese bedenklichen Worte nicht vergessen können, und sie ihm bey seiner Ankunft wieder vorgerückt. Man muß dieselben freylich nicht nach dem Buchstaben nehmen; sie verrathen aber doch allezeit eine große Lebhaftigkeit des Geistes, und geben den beherzten Vorsatz, sein Glück in der Welt zu versuchen, deutlich genug zu erkennen. Zu der Zeit, als diese Worte gesprochen worden sind, wird es sich niemand haben einfallen lassen, daß dieser ausgewanderte Jüngling einmahl, als der Gesegnete des Herrn, in Döbeln einziehen, das Glück seiner Familie machen, und in der Theurung für Vater und Brüder ein wahrer Joseph seyn würde. Wer noch nicht alle Hochachtung gegen das höchste Wesen abgelegt, der muß hier mit dankbarer Rührung seiner Seele ausruffen: **Das hat GOtt gethan!** Bey der gegenwärtigen Geschichte kann es ein jeder, welcher nur will, gleichsam mit Händen greifen, daß es für un-

ſern GOtt eine Kleinigkeit ſey, den Armen reich zu machen, und den Niedrigen aus dem Staube zu erheben. Doch hier muß ich abermahl abbrechen, und über dieſen Punct mein Herz zu einer andern Zeit reden laſſen: Dieſes Herz, daß Ihnen ſo ſehr ergeben iſt ꝛc.

Achter Brief.

(Zur Fortſetzung des vorigen.)

W. zu Anfange des Nov. 1771.

Wenn Sie durch meinen letzten Brief zu den Gedanken verleitet worden ſind, daß der junge El. recht geeilet haben werde, um nur aus ſeinem Vaterlande in die weite Welt zu kommen; ſo wundere ich mich gar nicht. Allein ich muß Ihnen ſagen, daß Sie Sich geirret haben. Seine erſte Ausflucht war nicht weiter, als bis nach Freyberg, wo er wirklich in Arbeit kam. Es verdient daher in der That, als etwas beſonders angemerkt zu werden, daß dieſe große Bergſtadt, nach Döbeln gerade diejenige iſt, welche nunmehr an ſeinen

gegen-

gegenwärtigen glücklichen Umständen auch den gröſsten Antheil genommen hat. Denn weil ſich daſelbſt durch ſeine groſse Freygebigkeit ſein jüngſter Bruder ein Haus angekauft, und einen anſehnlichen Handel mit ſogenannter Italiänerwaare errichtet; ſo war es gleich nicht anders zu vermuthen, als daſs Er nach ſeiner Ankunft in Döbeln, den erſten Beſuch von hier aus, bey ſeinem Bruder in Freyberg ablegen würde, um die gemachte Einrichtung deſſelben in Augenſchein zu nehmen. Bey dieſer Gelegenheit wiederfuhr Ihm denn in dieſer Stadt ſehr groſse Ehre, indem Ihm ſo wohl von den daſigen Bergmuſikanten als auch von dem anſehnlichen Schülerchore eine doppelte Abendmuſik gebracht ward, wofür dieſelben hingegen reichliche Geſchenke erhielten. Hier kann ich nicht unterlaſſen, noch eines andern Umſtandes Erwähnung zu thun, woraus Ich der edle Character unſers Landsmannes ſehr deutlich erkennen läſst. Ich weiſs, daſs ſich dergleichen Anecdoten Ihren Beyfall verſprechen können, ob ſie gleich für die groſse Welt nur Kleinigkeiten ſind. Ich

habe Ihnen ſchon erzählet, daß unſer El. in Freyberg einige Zeit in Arbeit geſtanden; und vielleicht errathen Sie nun auch das übrige, daß Er ſich nämlich nach ſeinem erſten Meiſter erkundiget, denſelben zu ſich gebeten, und an ſeiner Tafel bewirthet. Wie gefället Ihnen dieſe Art der Herablaſſung, und dieſes dankbare Andenken an ſeinen ehemahligen Zuſtand? Muß Ihm ein ſolches Betragen nicht eine allgemeine Liebe und Achtung bey Hohen und Niedrigen zu wege bringen? Einen Mann, der auch an gräflichen Tafeln ſeine vorigen elenden Umſtände mit lebhaften Farben abſchiltert, wie z. E. in Lichtewalde geſchehen iſt, und dieſelben überhaupt gegen keinen Menſchen verſchweigt, können die Vornehmen unmöglich haſſen, weil Er aus ſeiner armen und bürgerlichen Herkunft kein Geheimniß machet, und Sich Ihnen an Geburt nicht gleich dünket; und die Niedrigen müſſen Ihm gewogen ſeyn, weil Er ſich nicht ſtolz gegen ſie beträgt. Möchten doch alle hochmüthige Geiſter zu Ihm in die Schule kommen! Dieſe aufgeblaſenen Seelen, welche oft ein ganz klei-

nes Glück so sehr verblendet, daß sie ihre vorigen Bekannten und besten Freunde nicht mehr kennen wollen, und ihnen mit Verachtung begegnen! Ich bin versichert, daß Sie Sich von diesem Augenblicke an, von dem Herrn Hauptmann El. eine sehr vortheilhafte Idee machen werden; und Sie thun wohl daran: denn Er ist sie vollkommen werth. Allein Sie müssen noch zuvor mit Ihm auf die Wanderschaft gehen, ehe Sie Ihn in seinem vollen Lichte erblicken können. Von Freyberg nahm Er seinen Weg nach Zwickau, Gera, Weißenfels und Arnstadt, und trat an allen diesen Orten in Arbeit, vermuthlich aus keiner andern Ursache, als weil sein zweyter Bruder auch daselbst arbeitete. Ich sehe mich hier schon wieder genöthiget, ein wenig auszuruhen, weil ich Ihnen etwas erzählen kann, das der Denkungsart des Herrn El. neue Ehre bringt. Es ist mir unmöglich dergleichen Dinge mit Stillschweigen zu übergehen, so unbedeutend sie auch manchen Personen vorkommen möchten. Das wissen Sie, daß Arnstadt nicht weit von Erfurt liegt; und das will ich Ihnen

gleich

gleich ſagen, daß Herr Cl. bey ſeiner letzten Reiſe aus Holland nach Döbeln ſeinen Weg über Erfurt genommen habe. In dem Gaſthofe, wo er einkehrete, war die Wirthinn auſſerordentlich neugierig, den Nahmen und Stand dieſes Fremden zu erfahren. Allein Er hatte es ſeinen Leuten ausdrücklich verboten, dieſes niemanden zu entdecken. Die Neugierigkeit dieſer Frau konnte alſo nicht befriediget werden. Was that Herr Cl. bey dieſer Gelegenheit? Er ſtillte ſie auf eine Art, die meinen ganzen Beyfall hat. Der Umſtand, daß Er ehedem, als Tuchknappe, von Arnſtadt aus oft in Erfurt geweſen war, that Ihm dabey erwünſchte Dienſte. Als Er eben im Begriffe ſtand, ſeine Reiſe fortzuſetzen, und Ihn dieſe Gaſtwirthinn zu ſeinem Wagen begleitete; ſo fragte Er ſie noch zuvor: Ob ſie denn auch wohl wüßte, wen ſie bewirthet hätte? Ihren Gedanken nach ſollte der Mann zum wenigſten eine Excellenz ſeyn, der mit 6. Pferden Extrapoſt führe, und einen Mohr zur Bedienung haben könnte. Allein Herr Cl. benahm ihr dieſen lächerlichen Irrthum durch die unerwartete

wartete Antwort: **Vor 25. Jahren bin ich hier, als Tuchknappe gewesen.** Und mit diesen Worten stieg Er in seine Kutsche, und fuhr davon. Ich gestehe es, das Erstaunen dieser Frau wünschte ich mir mit angesehen zu haben. Es ist ganz natürlich, daß sie mit dieser Nachricht halb Erfurt in Bewegung gebracht haben wird. Und so viel ist auch ausgemacht, daß hundert und tausend Personen in ähnlichen Umständen keine solche Antwort gegeben haben würden. Sie hätten befürchtet, daß sie dieselbe auf der Stelle wieder in ihren vorigen Zustand zurücksetzen, und in einen Tuchmacher verwandeln möchte. Herr Cl. denket in diesem Stücke anders; und Er denket recht, und wahrhaftig groß. Was andere sich für eine Schande halten, das siehet Er für seine größte Ehre an; und ich würde es auch nicht anders machen. Eben jetzt habe ich Ihn auf eine so seltsame Art von Erfurt abreisen lassen; allein Sie werden mir die Erlaubniß geben, noch einmahl mit Ihm dahin zurückzukehren. Die Ursache sollen Sie gleich erfahren. Da Er Arnstadt so nahe war, und sich besann,

beſann, daß Er ehedem ſeinem Meiſter, wegen einer zugeſtoßenen Krankheit bey ſeiner Abreiſe noch 18 gr. ſchuldig geblieben; ſo wollte Er ſeinen Weg von Erfurt dahin nehmen, um dieſes Capital nebſt ſeinen Intereſſen dankbar abzutragen. Weil Er aber vernahm, daß Er genöthiget ſeyn würde, einen Umweg von etlichen Meilen zu machen; ſo ließ Er dießmahl ſeinen Vorſatz fahren. In der That wäre es auch nicht mehr möglich geweſen, denſelben zur wirklichen Ausführung zu bringen, indem dieſer Meiſter ſich nicht mehr am Leben befindet, und der Vater unſers El. dieſe kleine Schuld ſchon vor 25. Jahren in Leipzig ehrlich ausgezahlet hat. Aus ſolchen kleinen Begebenheiten läßt ſich die edle Geſinnung dieſes Mannes ſehr deutlich erkennen. In dieſem Stücke denkt und handelt Er ganz anders, als viele von unſern vornehmen Herren. Dieſe rechnen es ihren bürgerlichen Gläubigern noch zur beſondern Gnade an, daß ſie ihrem Gelde die Ehre erweiſen, und ihre Hände damit beſchmutzen. An die Wiederbezahlung zu denken, das iſt der Meiſten ihre Sache nicht;

sie sind deswegen ganz unbekümmert, und sollten auch ihre Gläubiger darüber mit ihren Kindern Hungers sterben. Schulden machen, und sie nicht bezahlen, das gehöret zu dem Vorzuge ihres Standes. Je mehr Schulden, desto mehr Ansehen. Finden Sie das nicht recht groß gedacht? Doch sachte! Unser verächtlicher Pöbel hat den Großen diesen Kunstgriff sehr gut abgelernt. Hier lassen Sie mich einmahl Athem holen. In dem nächsten Briefe werde ich meinen Tuchknappen schon weiter wandern lassen. Ich bin u. s. w.

Neunter Brief.

L. in der Mitte des Nov. 1771.

Wenn die angefangene Lebensbeschreibung sich in dem bisherigen Tone erhält; so muß sie nothwendig Käufer und Leser in Menge bekommen; und Sie, mein Bester, werden bey diesen nahrungslosen Zeiten nebst Ihrem Verleger einen guten Profit von Ihrer Arbeit ziehen. Sie sollen es mir nun bald Dank wissen, daß ich Ihre Papiere dem Drucke überliefert habe. Es war gewiß ein Einfall zur glücklichen Stunde. Die kleinen allerliebsten Anecdoten! Warum sollten sie denn der neugierigen Welt verschwiegen werden? Sie können zu manchen guten Gedanken in der Stille, und zu vielen nützlichen Gesprächen in Gesellschaften Gelegenheit geben. Alle meine Bekannten sehen mich jetzt noch einmahl so gerne kommen, seitdem sie wissen, daß ich von Ihnen die wichtigsten Umstände aus der Geschichte des Herrn Hauptmanns El. erfahren soll; und ihre erste Frage ist allemahl diese; **Hat Ihr guter Freund in W. nicht wieder**

etwas

etwas zur Fortsetzung seines Briefwechsels überschickt. Auf diese Weise geht uns gegenwärtig manche Stunde unter den angenehmsten Gesprächen über diesen Döbelschen Amerikaner hin, wenn andere für langer Weile in den öffentlichen Zusammenkünften gähnen, oder viereckige gemahlte Blättergen in die Hände nehmen, und nach der Reihe wieder auf einen Tisch vor sich hin werfen, um dadurch das Schicksal ihres Geldbeutels bestimmen lassen, ob er voll oder ausgeleeret werden soll. Vielleicht halten Sie mich wegen dieser Anmerkung für einen Feind des sogenannten Kartenspiels; allein Sie thun mir Unrecht. Ich wollte Ihnen bey dieser Gelegenheit nur sagen, daß ich demselben ein vernünftiges Gespräch unendlich weit vorziehe. Es ist nur zu beklagen, daß die meisten in der Jugend zu wenig eingesammelt haben, als daß sie hernach in Gesellschafften ihre Schätze ausgeben können. Ein guter Vorrath von Lebensbeschreibungen, dergleichen unser jetziges Zeitalter von einigen Meisterhänden aufzuweisen hat, würde hierbey die besten Dienste von der Welt

thun. Man ſollte ſchon die Kinder mit ſolchen merkwürdigen Erzählungen bekannt machen; ſie finden das gröſßte Vergnügen daran, und können ſehr viel nützliches daraus lernen. Aber freylich müſſen ſie etwas erbaulicher eingerichtet ſeyn, als die gewöhnlichen Lebensläufe, welche bey den ſogenannten Leichenpredigten die Zugabe ausmachen. Ich dächte, Sie würfen ſich zum Biographen von Sachſen auf; Sie ſollten ſich meinen Gedanken nach, bey dieſer Station ſehr wohl befinden. Und könnten Sie vollends ein Privilegium erhalten, daß in Zukunft alle Lebensläufe aus Ihrer Feder flieſßen müßten; ſo wären Sie auf Ihre ganze Lebenszeit geborgen. Uiberlegen Sie meinen Vorſchlag ernſtlich, und vergeſſen denjenigen nicht, der Ihnen denſelben gethan hat. Es iſt ꝛc.

Zehnter Brief.

(Zur Fortsetzung des achten.)

W. zu Ende des Nov. 1771.

Sogleich nach Verlesung dieses, Mein Herr, laufen Sie geschwind zum Buchdrucker. Vielleicht ist in der Zeit noch Rath. Denken Sie nur, wie es mir geht! Ich habe ein Ehrwürdiges Publikum schon im Anfange meiner Geschichte, gleich bey dem Nahmen meines Helden, mit Unwahrheit berichtet. Wenn ich zu der Fahne der hartnäckigen Schriftsteller gehörete; so würde ich mich bis auf den letzten Mann wehren, ehe ich meinen Fehler gestünde. Allein ich bitte öffentlich um Vergebung, und nun bin ich wieder so glaubwürdig, wie zuvor. Verlassen Sie Sich auf meine Ehrlichkeit; ich werde allemahl wiederruffen, wenn ich einen historischen Fehler begehe. Sie müssen wissen, daß ich um den Herrn Hauptmann El. mehr als einen Spion halte, und denenselben guten Sold gebe; also komme ich gewiß hinter die Wahrheit. Meine Kundschafter dürfen mir keine Nachricht überbringen, die sie

nicht entweder aus ſeinem eigenem Munde, oder doch zum wenigſten von ſeinen nächſten „Blutsfreunden gehöret haben. „Aber, werden „Sie ſagen, bey aller ihrer Vorſichtigkeit iſt „ihnen gleichwohl eine Unwahrheit aufgehef„tet worden.„ Sie irren ſich, mein Freund; bey dem Fehler, den ich eben jetzt verbeſſern will, habe ich mich zu ſehr auf mich ſelbſt verlaſſen, und über dieſen Umſtand keine nähere Erkundigung einziehen laſſen. Da ich aber nunmehr durch einen ungefähren Zufall eines beſſern belehret worden bin; ſo halte ich es für die Pflicht eines gewiſſenhaften Geſchichtſchreibers, meinen Irrthum zu geſtehen. Es betrift weiter nichts, als einen einzigen Buchſtaben. Unſer Herr Hauptmann hat ſich allezeit Clemen, und niemahls, wie ich Ihnen oben irrig meldete, weder in ſeinen Briefen, noch bey Verträgen, Wechſeln, und dergleichen Clemens geſchrieben. Um der wichtigen Folgen willen, werden ſich ſeine Brüder dieſer Schreibart künftig ebenfalls bedienen müſſen, wenn ſie es auch bisher nicht immer gethan, ſondern ſich nur ſchlechtweg Clem geſchrieben haben ſollten.

ten. Nachdem ich also diesen Umstand berichtiget habe; so kann ich nunmehr dem jungen Cl. seinen Wanderstab wieder in die Hand geben, nnd ihn aus Arnstadt weggehen lassen. Seine Gedanken waren auf Kopenhagen gerichtet, um in der dasigen Tuchfabricke in Arbeit zu kommen. Allein diese Absicht hat Er niemahls erreichet, und diese Hauptstadt von Dännemark nicht gesehen, weil GOtt ganz andere Wege mit Ihm gehen wollte. Hildesheim war der Ort, wo ohne Sein Denken der Grund zu seinem künftigen Glücke geleget ward. Weil in dieser Stadt von verschiedenen Fürsten und Staaten Werber lagen; so konnte unser Cl. als ein wohlgewachsener junger Mensch, ihrer Wachsamkeit nicht entgehen, und bekam also mehr als eine Anleitung, dergleichen ihm auch schon in Goßlar gegeben worden war, in den Soldatenstand zu treten. Er hätte Dänische Dienste haben können; und Er schlug sie aus, da doch anfangs auf Dännemark sein Absehen gerichtet gewesen war. So geschwind kann GOtt die Gedanken der Menschen zu ihrem Glücke verändern, ohne daß sie es selbst wis-

ſen! Die holländiſchen Kriegsdienſte waren es, durch welche Er nach und nach, zu derjenigen Glückſeligkeit gelangen ſollte, die Ihn jetzt zum Wunder von Döbeln macht. Es mußte Ihm daher auch keine Montirung beſſer gefallen, als die holländiſche; und Er ward endlich mit dem in gedachten Hildesheim auf Werbung liegenden Unterofficier dieſer Nation gegen 30. Gulden Handgeld und eine Korporalsſtelle einig, den Holländern als Soldat zu dienen. Kaum hatte Er ſich hierzu verbindlich gemacht, als Er auch ſchon die Zuneigung desjenigen Mannes gewann, der Ihn angeworben, ſo, daß Ihn derſelbe zu ſeinem Kameraden erwöhlete, und bey ſich auf Werbung behielt. Auf dieſe Weiſe befand Er ſich denn nach ſeinen Umſtänden auf einige Zeit ſehr wohl, ohne die Ungemächlichkeiten ſeines neuen Soldatenſtandes eigentlich zu empfinden. Allein dieſe guten Tage konnten und ſollten nicht immer währen. Er mußte nothwendig an den Begebenheiten desjenigen Kriegs Antheil nehmen, welcher ſich damahls zwiſchen den Alliirten und Franzoſen entſponnen hatte.

Und

Und als 1747. die berühmte Schlacht bey dem Dörfgen Lafeld oder Laveld 1. Stunde von Maaſtricht vorfiel; ſo war er bey derſelben gegenwärtig, und hielt auch kurz darauf in dem gedachten Maaſtricht die Belagerung mit aus. Wenn Sie gut rechnen können; ſo müſſen Sie nunmehr das Alter und Geburtsjahr deſſelben durch Hülfe der Zahl 1747. wahrſcheinlich zu errathen im Stande ſeyn. Sie werden Sich zu beſinnen wiſſen, daß ich Ihnen bereits gemeldet habe, unſer El. ſey in ſeinem 17. Jahre aus Döbeln auf die Wanderſchaft gegangen. Wenn ich nun über dieſes noch hinzuſetze, daß ſolches 1745. geſchehen: ſo können Sie alsdenn durch die Rechenkunſt dasjenige gar leicht ſelbſt finden, was ich oben mit gutem Bedachte nicht anzeigen wollte. Bin ich nicht eine beſondere Sorte von einem Geſchichtſchreiber, daß ich meinen Leſern das zu einem Räthſel mache, und ihnen zur Auflöſung überlaſſe, was ich doch ſelbſt, und zwar nach meiner Biographenpflicht, zuerſt hätte ſagen ſollen? den Lebenslauf einer Perſon zu ſchreiben, ohne

gleich im Anfange zu melden, in welchem
Jahre dieſelbe das Licht der Welt erblicket hat
das wird mancher Kunſtrichter für einen un
verzeihlichen Fehler halten, und es für ei
Monſtrum ohne Kopf ausſchreyen. Sie alſo
geſtrenger Herr Criticus, wieder mit mir aus
zuſöhnen, laſſe ich künftiges Jahr in alle
Sächſiſchen Calendern die Zahl 1728. zu
Strafe auf meine Koſten einrücken, und rot
drucken, mit der ausdrücklichen Verordnung
daß die Clemenſche Familie zur großen Be
trübniß Ihrer Neider, von nun an dieſer Zah
die Ehre erweiſen, und von derſelben eine neu
Zeitrechnung anfangen möchte, weil ſie da
Geburtsjahr Ihres Joſephs iſt. Geſtehe
Sie es nur, Mein Allerbeſter, daß ich Sie
hier mit dieſer Nachricht eben ſo ſehr überraſche
habe, als Bergen op Zoom von den Franzoſe
überrumpelt ward, vor welcher Feſtung unſe
El. in den Linien ſtand, ehe die Schlacht be
Laveld erfolgete. Doch dieſer Krieg nahm ei
Ende, und der Friede ward geſchloſſen. E
hätte ſich nunmehr beurlauben können, wen
Er Luſt gehabt, wieder nach Hauſe zu reiſen

alle

allein Er ließ den Urlaub immer über ſich weggehen, und andere an ſeiner Stelle ſich dieſer Freyheit bedienen. Plötzlich ereignete ſich aber ein Umſtand, der auf einmahl ſeinen Entſchluß beſtimmete, ſich einen Urlaubspaß nach Sachſen geben zu laſſen. So vernünftig die Urſache dieſes gefaßten Entſchluſſes war; ſo ſehr würde die wirkliche Ausführung deſſelben ſeinem jetzigen glückſeligen Zuſtande hinderlich geweſen ſeyn. Ein junger Menſch, der bey aller Gelegenheit in ſeinem Dienſte ſeine Schuldigkeit thut, niemahls in Arreſt gekommen iſt, ſich durch ſein Betragen die Liebe der Hohen und Niedrigen erworben hat; ſollte ein ſolcher Unterofficier bey ſeiner Compagnie, und unter ſeinem Regimente noch Feinde haben können? Und wenn ja einige Menſchen ſo böſe Seelen hätten; ſollte man glauben, daß ſie ihre Feindſchaft ſo weit treiben könnten, daß ſie ihrem Haſſe nicht eher Gränzen ſetzen wollten, als bis ſie den Gegenſtand deſſelben völlig unglücklich gemacht? Es wäre zu wünſchen, die menſchliche Geſellſchaft hätte keine ſolchen Ungeheuer unter ſich; und wenn ja

dergleichen unter den Wilden wären; so möchten sie doch nur nicht unter den Christen gefunden werden. Allein die Erfahrung beweiset das Gegentheil; und unser Cl. weiß auch davon zu sagen. Ein Lieutenant, und der Sergeant derjenigen Compagnie, unter welcher Er als Corporal stand, hatten sich vorgenommen, Ihm zu schaden; und bald wäre ihnen ihre Bosheit gelungen. Eine kleine Unvorsichtigkeit auf Seiner Seite hätte jenen beynahe eine Gelegenheit verschaft, ihren Muth an Ihm zu kühlen, seinen guten Nahmen vor dem ganzen Regimente zu Schanden zu machen, und sein gegenwärtiges Glück zu zerstören. Es war gewiß eine sehr harte Probe für Ihn, wobey Er alle Standhaftigkeit nöthig hatte, um sie auszuhalten. Unterdessen schlug diese verdrüßliche Sache zu seiner größten Ehre aus, und seine Feinde wurden beschämt. Allein ich bin jetzt gerade nicht dazu aufgelegt, Ihnen hiervon eine lange Erzählung zu machen. Und wenn Sie mir nicht in der Güte die Erlaubniß geben, für dießmahl meinen Brief zu endigen; so bin ich verwegen genug,

genug, daſſelbe ohne Ihre Einwilligung zu thun. Alſo geben Sie Sich nur geduldig darein, und opfern Ihre Neugier meiner Bequemlichkeit ſo lang auf, bis es mir gefällig ſeyn wird, derſelben Genüge zu leiſten. Und überdieſes können Sie ja nicht wiſſen, ob nicht dem Herrn Hauptmann Cl. eine Gefälligkeit dadurch geſchähe, wenn alles in einer tiefen Verſchwiegenheit begraben bliebe. Oft iſt es ſo gar der Chriſtlichen Billigkeit gemäß, eine gewiſſe Begebenheit blos darum zu verſchweigen, weil ſie unſern Feinden ſo ſehr zur Schande gereichet. Sie laſſen ſich vielleicht ihre an uns verübte Bosheit am Ende gereuen; und dieſe Reue giebt ihnen ein Recht, von uns zu verlangen, daß wir nicht weiter an das Vergangene gedenken möchten. Ob das hier der Fall ſey, darüber will ich nicht entſcheiden. Ein unpartheyiſcher Geſchichtſchreiber muß die Sachen erzählen, wie er ſie vor ſich findet. Da es mir alſo darum zu thun iſt, den Ruhm der Unpartheylichkeit zu erlangen; ſo werde ich Ihnen mit Vorſatz keine wichtige Nachricht vorenthalten, und

Sie

Sie ſollen in dem nächſten Briefe dasjenige ohne Zurückhaltung erfahren, was Sie nothwendig gern umſtändlicher werden wiſſen wollen. Machen Sie Sich immer darauf gefaßt, etwas auſſerordentliches zu hören. Es darf Sie dieſes um ſo viel weniger befremden, weil in der Geſchichte des Herrn Cl. ohnedieß faſt alles von dem Alltäglichen abweicht. Wenn Sie noch nicht neugierig geweſen ſind; ſo müſſen Sie es nun erſt nothwendig in einem ſehr hohen Grade werden. In der That habe ich eine kleine boshafte Freude darüber, daß ich Ihre Geduld ſo vortrefflich auf die Probe ſtellen kann. Der Wächter ruft gleich 12. Uhr ab. Alſo gute Nacht!

Des

Zuverläßigen

Briefwechſels

über die

merkwürdige Geſchichte

eines

Sächſiſchen Amerikaners

aus

Döbeln.

Zweytes Stück.

11 — 20ſter Brief.

Amſterdam 1772.

Vorbericht.

Ich habe zwar zur Zeit keine Gelegenheit gehabt, die Stimmen des Publikums zu ſammeln, ob ich den gegenwärtigen Briefwechſel noch ferner durch den Druck bekannter machen ſollte. Da ich mir aber unmöglich vorſtellen kann, daß man eine wahre Geſchichte nicht eben ſo begierig zu wiſſen verlangen werde, als man ſehr oft nach dem Ausgange eines Romans begierig zu ſeyn pflegt; ſo wage ich hiermit die Fortſetzung, im Vertrauen auf die Neugierigkeit der meiſten Leſer. Hätte ich mich in dieſer meiner Vermuthung betrogen; ſo würde niemand mehr Schaden davon haben, als ich und mein

Ver-

Verleger. Der Erfolg wird es unterdeſſen zeigen, daß ich mit mancherley nützlichen und angenehmen Nachrichten von Suriname verſehen geweſen ſey, welche vielleicht bisher nur ſehr wenige Perſonen in Deutſchland gewußt haben und wiſſen können. Ich werde doch alſo wenigſtens durch die Mittheilung dieſer zur Zeit noch nicht durchgängig bekannten Dinge, einigen Dank verdienen, wann es auch nicht durch die aufrichtige Erzählung der vornehmſten Lebensumſtände eines Mannes geſchehen ſollte, den Gott aus dem Staube zu großen Ehren und Reichthümern erhoben hat. Ich für meinen Theil finde an dem letzten das meiſte Vergnügen; allein mein Geſchmack muß deswegen nicht gleich der Geſchmack aller Leute ſeyn. Geſchrieben zur Leipziger Oſtermeſſe 1772.

Eilfter Brief.

(Zur Fortsetzung des vorigen.)

W. zu Anfange des Decembers 1771.

Eine dem ersten Ansehen nach sehr kleine Unvorsichtigkeit kann oft unsern Feinden das Schwerdt wider uns in die Hände geben. Dieses erfuhr unser El. bey derjenigen Begebenheit, die ich Ihnen letzthin zu erzählen versprochen habe. Hier ist sie. Es war verboten worden, auf der Hauptwache zu spielen; und der Korporal El. übertrat mit einem seiner Kameraden dieses Verbot, und gewann ihm eine Kleinigkeit ab. Von diesem kleinen Gewinnste ward kein anderer Gebrauch gemacht, als daß man denselben dem folgenden Morgen in einem Frühstücke mit einander verzehrete. Diese Sache würde weiter gar nichts zu bedeuten gehabt haben, wenn sie nicht der Sergeant erfahren, und bey seinen Vorgesetzten unter vergrößerten und falschen Umständen angebracht hätte. Aus Pfennigen waren bey der geschehenen Anzeige so viel Stüber gemacht worden, als ob

El. seinen Kameraden beynahe die ganze Löhnung abgewonnen. Hier glaubte nun derjenige Lieutenant, welcher unsern El. ganz besonders feind war, die schönste Gelegenheit von der Welt gefunden zu haben, seine Rache an ihm auslassen zu können; und es gewann dasmahl das Ansehen, daß dieses boshafte Vorhaben gelingen würde. Denn El. kam in Arrest, und der Oberste des Regiments erklärete, daß er dieses Verbrechen auf das nachdrücklichste bestrafen wollte. Diese Strafe sollte dem ersten Vorgeben nach in nichts geringern bestehen, als den Korporal El. vor dem ganzen Regimente erst zu degradiren, hernach durch die Spießruthen laufen zu lassen, und alsdenn fortzujagen. Ein solches strenges Urtheil erregte unter den Freunden unsers El. die er in grosser Anzahl unter hohen und Niedrigen hatte, eine allgemeine Bestürzung. Man gab sich alle Mühe, dieses schreckliche Ungewitter, welches über seinem Haupte schwebete, zu zerstreuen; hohe Stabsofficiers legten nachdrückliche Fürbitten für ihn ein: allein der Oberste schien unerbittlich zu bleiben. Kurz: der schreckliche

Tag

Tag der Exekution nahete heran, ohne durch alle Gegenvorstellungen eine Abänderung des gefälleten Urtheils bewirken zu können. Was das ehrliebende Gemüth unsers El. unter solchen kränkenden Umständen für einen harten Kampf habe aushalten müssen; das können sich nur empfindsame Seelen lebhaft vorstellen. Die ganze Zeit seines Soldatenstandes noch keine Regimentsstrafe bekommen zu haben, und auf einmahl um eines geringen Versehens willen das Schlachtopfer seiner Feinde werden zu sollen, das muß fürwahr sehr wehe thun. Unterdessen genoß Er auch den Trost, daß sehr viel Personen an seinem Schicksale Antheil nahmen, und Ihm ihr Mitleiden und ihre Liebe deutlich an den Tag legten. Als Er auf den Exekutionsplatz hinausgeführet ward; so hatte Er das Vergnügen, sich auf allen Seiten von den Einwohnern der Stadt Maastricht, wo sich eben dieses zutrug, mit Gelde reichlich beschenkt zu sehen. Man hatte dabey die gütige Absicht, Ihn mit einer hinlänglichen Zehrung zu versorgen, wenn Er genöthiget seyn sollte, von seinem bisherigen Regimente mit Schimpf entweichen

weichen zu müſſen. Allein zum Glücke für unſern El. war dieſe Fürſorge dießmahl unnöthig. Denn ſeine ſchlimme Sache bekam auf einmahl eine ganz unerwartete und ſehr vortheilhafte Wendung. Hätte man die wahre Geſinnung des Oberſten vorher gewußt; ſo würde man ſich freylich wegen des Ausgangs weniger bekümmert, und um die Begnadigung dieſes Arreſtanten nicht die halbe Mühe gegeben haben. Bey der gänzlichen Ungewißheit aber, in welcher man ſich wegen des Schickſals unſers El. befand, verſuchten die Freunde deſſelben alle nur erſinnliche Mittel. War bisher von dem Oberſten durch alle eingelegte Fürbitten nichts zu erhalten geweſen; ſo wollte doch der kommandirende Major noch einen auſſerordentlichen Verſuch an dem zur Exekution beſtimmten Tage ſelbſt wagen. In dieſer Abſicht gab er den ſämtlichen Unterofficiers den guten Rath, ſie ſollten alle mit einander, ſo bald ſie ihm vom Pferde ſteigen, und zu dem Oberſten hingehen ſehen würden, aus ihren Gliedern ihm auf dem Fuſſe nachfolgen, und für El. bitten, daß Er nicht Spießruthen laufen

fen dürfte; und wollte dieſes noch nichts helfen; ſo müßten alsdenn alle Gemeinen von ſeiner Kompagnie eine einſtimmige Fürbitte thun. Alles dieſes geſchah; und ſchien ohne Nutzen zu ſeyn, weil der Oberſte mit Hefftigkeit fragte: Ob ſie etwa rebelliren wollten? So mißlich ſah es um El. und ſeinen Pardon aus, als man Ihn, wie Er ſich dieſes ausdrücklich ausgebeten hatte, nahe bey dem Oberſten vorbey führete. El. nahm dieſen günſtigen Umſtand in acht, ſich gegen den Oberſten mündlich zu erklären, daß er ſich der allerhärteſten Strafe willig unterwürfe, nur möchte man ihm mit der öffentlichen Infamie verſchonen. Und das war der Augenblick, den ſich der Oberſte gleich vom Anfange vorgeſetzt, daß hier eine gänzliche Begnadigung erfolgen ſollte. Aus weiſen Urſachen hatte er aber die Sache mit gutem Bedachte ſo weit kommen laſſen, um ſeinen Verordnungen dadurch einen deſto gröſſern Nachdruck zu geben, damit man dieſelben künftig nicht ſo leichtſinnig übertreten möchte, wenn man ſähe, daß eine ſo ungewöhnliche Fürſprache für einen Delinqventen erfordert würde,

wofern an einigen Pardon zu denken wäre. Nunmehr war El. wie neu geboren; alle ſeine Freunde freueten ſich mit ihm, und der boshafte Streich ſeiner Feinde und Verläumder kam an den Tag. Haben Sie, beſter Freund, nach der Güte Ihres mitleidigen Herzens, nicht bisher für unſern guten El. gezittert? Doch, wenn ich das bey Ihnen bewerkſtelligen wollen; ſo hätte ich Ihnen nicht ſchon im Voraus von dem glücklichen Ausgange dieſes verdrüßlichen Handels ſo viel Licht geben ſollen. Allein ich wollte Ihrem rechtſchaffenen Herzen gern eine unnöthige Bekümmerniß erſparen. El. war allerdings ſtrafbar; das iſt nicht zu leugnen. Hatte Er aber wohl eine ſo harte Beſtrafung verdienet? Doch ich habe eben keine Befugniß, über ein Kriegsurthel zu richten. Mir iſt es eine angenehmere Beſchäftigung, aus dieſer Begebenheit meinen Leſern zeigen zu können, wie beliebt ſich El. ſchon als Korporal, durch ſeine Aufführung in Maaſtricht ſo wohl bey ſeinem Regimente unter Hohen und Niedrigen, als auch bey den Einwohnern dieſer Stadt müſſe zu machen gewußt haben. Die Anzahl derer

Soldaten,

Soldaten, für welche man bey einem Verbrechen so nachdrückliche und wiederholte Fürbitten thun würde, mochte wohl unter allen Nationen nicht so gar groß seyn. El. war aber auch für diese bezeigte Liebe nach seinem Vermögen erkenntlich. Sie erinnern sich, daß Er von mitleidigen Seelen auf dem Fall seiner Verweisung ein ansehnliches Reisegeld erhalten hatte. Dieses behielt Er nun nicht für sich allein; sondern veranstaltete dafür mit Erlaubniß seiner Vorgesetzten für seine Kameraden eine Ergötzlichkeit. Mit Uiberlegung freygebig zu seyn, ist überhaupt ein vorzüglicher Zug in seinem edlen Character. Aber davon ein andermahl mehr. Jetzt muß ich Ihnen noch sagen, daß ich derjenigen Begebenheit, die ich Ihnen bisher so umständlich erzählet habe, einen grossen Einfluß in seinen gegenwärtigen beglückten Zustand zuschreibe. Ohne diese Verdrüßlichkeit würde Er wohl schwerlich daran gedacht haben, auf irgend eine Art die Holländischen Dienste zu verlassen, oder zum wenigsten von dieser Kompagnie, und von diesem Regimente wegzukommen, worunter Er nun

schon

ſchon einige Jahre mit Ruhm gedienet hatte. Allein Er ſah es ein, daß Er und derjenige Sergeant, welcher Ihm anzuſchwärzen geſucht, in die Länge nicht zuſammen gut thun möchten; und Er glaubte, durch eine Entfernung allen ſchlimmen Folgen am beſten vorbeugen zu können. Er bat daher um Urlaub, den er doch ſchon vielmahl, wenn Ihn ſonſt die Reihe traf, ausgeſchlagen hatte; und es war ſein ganzer Ernſt, wieder in Sein Vaterland, und zu Seiner Freundſchaft zurück zu kehren. Ich glaube wohl, daß Er mit ſchwerem Herzen an dieſe Sache gieng; allein was thut man nicht, wenn man verdrüßlichen Händeln auszuweichen ſuchet? Er würde viel lieber Soldat geblieben ſeyn, wenn es nur gleich in ſeiner Gewalt geſtanden hätte, ſich ein anderes Regiment zu erwählen. Zum deſertiren dachte Er zu ehrlich; und mit gutem Willen kam Er nicht zu Seinem Endzwecke. Alſo war ein Urlaubspaß wohl das klügſte Mittel, das Er ergreifen konnte, in der Hoffnung, daß ſich unter dieſer Zeit die Umſtände ſchon verändern würden. Allein hier erſchien der Zeitpunct, wo Ihn Gott ohne

Sein

Sein Denken in einen andern Welttheil führete. Viele wollen mit aller Gewalt unter einem fremden Himmelsſtriche ihr Glück machen; und laufen doch ihrem Untergange mit vollen Schritten entgegen. Unſer Cl. hingegen hat ſich niemahls um die neue Welt bekümmert; und wird doch, ehe Er daran gedenkt, in dieſelbe verſetzet, und findet daſelbſt Reichthum und Ehre. Ehe wir aber mit Ihm zu Schiffe gehen; ſo iſt es wohl das klügſte, daß wir hier ein wenig ausruhen. Der Sprung aus Europa nach Amerika iſt kein groß. Alſo geben Sie Sich zufrieden, wenn ich jetzt meinen Brief ſchlüſſe; genug, daß Sie Sich künftig auf neue Auftritte Rechnung machen können. Ich bin u. ſ. w.

Zwölfter Brief.

(Zur Antwort.)

L. im December, 1771.

Sie ſind in der That in Ihren Erzählungen ſehr umſtändlich; und das iſt mir, und meinen Freunden, welche auch zugleich die Ihrigen ſind, ſehr angenehm. Aber was werden die Beſitzer der Logen dazu ſagen? Ich ſtehe Ihnen nicht weiter dafür, daß Sie nicht von dieſen geſchmackvollen Herren ausgeklatſchet werden; und ich gebe Ihnen den Rath, daß Sie Sich bey Zeiten unter dem Parterre einen fürchterlichen Anhang machen. Ich wollte die gröſte Wette anſtellen, daß man Ihnen Ihre Spießruthenhiſtorie aufſtechen werde, ob ich gleich nach meinem ſchwachen Verſtande dieſelbe für die Brücke anſehe, auf welcher unſer El. in eine andere Welt übergegangen iſt. Faſt wird es mich reuen, daß ich Sie veranlaſſet habe, dieſe Briefe drucken zu laſſen. Ob Sie gleich bisher noch reich genug an ſolchen Nachrichten geweſen ſind, welche die groſſe Welt in die

Klaſſe

Klaſſe der Kleinigkeiten zu verweiſen gewohnet iſt; ſo muß es Ihnen doch nicht wenig Mühe machen, Ihren Leſern mit dergleichen Bagatellen aufwarten zu können. Und überdieſes müſſen Sie Ihre Worte mehr auf die Goldwage legen, und dürfen nicht immer frey vom Herzen weg reden, wenn anders Ihre Briefe vor dem geſtrengen Gerichte der heiligen Cenſur unangetaſtet durchkommen wollen. Aufrichtig zu reden leide ich am meiſten darunter, weil ich auf dieſem Wege nimmermehr alles erfahre, was ich auſſerdem gewiß erfahren haben würde, wenn ich nicht den Einfall gehabt hätte, das Publikum an unſerem Briefwechſel Theil nehmen zu laſſen. Nunmehr können wir ohne Beleidigung der Zuſchauer wohl nicht eher von der Schaubühne abtreten, als bis wir unſer Stück völlig ausgeſpielet haben. Aber noch eine Bedenklichkeit kann ich Ihnen nicht verſchweigen. Wird auch der Herr Hauptmann Cl. dazu freundlich ausſehen, daß wir Seine geheime Geſchichte ausposaunen? Und haben wir wohl einen Beruf gehabt, Seine Geheimniſſe ausforſchen zu laſ-

ſen,

ſen, um ſie hernach in die Welt hineinſchreiben zu können? Es iſt fürwahr eine nicht geringe Verwegenheit, ohne Erlaubniß, eines andern Lebenslauf noch bey Seinem Leben öffentlich bekannt zu machen. Unterdeſſen bin ich verſichert, daß Herr El. von der Entdeckung ſeiner Begebenheiten bey Perſonen, welche Gehirn im Kopfe führen, allezeit Ehre haben werde, auch ſo gar alsdenn, wenn Er zur Strafe durch die Gaſſen ſpazieren laufen ſoll. Nehmen Sie mir dieſe Freyheit, mit welcher ich gegen Ihre Bemühungen meine Meynung geſagt habe, nicht ungütig; denn es iſt zugleich ein kleiner Verweiß für mich ſelbſt, weil ich zu dieſem Werkgen von einem Tage, woraus der Würzkrämer in kurzer Zeit Düten machen wird, die erſte Veranlaſſung gegeben. Laſſen Sie Sich aber durch meine Kritick immer nicht abſchrecken, Ihr Honorarium vollends zu verdienen. Meine willigen Dienſte ſtehen dabey zu Ihrem Befehle, und mit dem lebhafteſten Vergnügen denke ich daran, daß Sie mein Freund ſind, und ich mich den Ihrigen nennen darf. Leben Sie zufrieden und geſund! ꝛc.

Drey-

Dreyzehnter Brief.

(Zur Fortsetzung des Eilften.)

W. in der Mitte des Decembers 1771.

Ihnen liebster Freund, überlasse ich die Apologie meiner gegenwärtigen Autorschaft; Sie mögen zusehen, wie Sie dieselbe gegen die Anfälle der spitzigen Federn in Sicherheit bringen. Lob und Tadel der Herren Recensenten dringet nicht bis zu meiner Einsiedeley; und kann also mein Blut weder in Wallung noch in Stocken setzen. Genug, ich habe noch eine gesunde Hand, mit welcher ich schreiben kann; und mehr brauche ich nicht, um die Geschichte des Herrn Hauptmanns El. zu Stande zu bringen. Es werden doch zum wenigsten noch etliche gutherzige Seelen in Sachsen und andern Gegenden Deutschlands seyn, welchen ich mit der umständlichen Beschreibung einzelner geringscheinender Vorfälle einen Gefallen erweise. Also ohne weitere Umstände zur Fortsetzung! Indem unser El. damit umgieng, sich mit einem Urlaubspasse nach Sachsen auf den Weg

zu machen; ſo ward unvermuthet bey der gewöhnlichen Wachparade die Nachricht ausgegeben, daß Freywillige nach Surinam verlanget würden. Cl. ward auf einmahl aufmerkſam; ſein Geiſt gerieth in Feuer; Er vergaß Urlaub, Vaterland, und Freundſchaft; und that mit einer Art von heftiger Begierde folgende 3. Fragen: **Wie weit iſt Suriname? Wie lange hat man auf der See dahin zu reiſen? Was giebt es dort für die Soldaten zu thun?** Kaum hatte man Ihm dieſelben nach der Wahrheit beantwortet; ſo war auch auf der Stelle Sein Entſchluß gefaßet, von welchem Ihn nichts, auch ſo gar keine Gegenvorſtellung Seiner Vorgeſetzten, die Ihn doch lieber in Holland behalten hätten, abzubringen im Stande war. Allein Er würde zuletzt vielleicht dennoch genöthiget worden ſeyn, Seinen Vorſatz aufzugeben, woferne ſich noch ein anderer Unterofficier freywillig angeboten hätte, als Sergeant mitzugehen. Weil unſer Cl. aber der einzige blieb, der ſich zu dieſem Poſten hatte aufſchreiben laſſen; ſo konnte man Ihm weiter in Seinem Verlangen nach Suriname

nicht

nicht hinderlich seyn, sondern man erzeigte Ihm noch die Gefälligkeit, Seinen ehemahligen Sergeanten, und abgesagten Feind, der sich ebenfalls zu einer Stelle unter den Freywilligen gemeldet, bis zu einem zweyten Transporte zurückzubehalten, um übeln Folgen dadurch vorzubeugen. Dieses trug sich im Jahr 1750. zu, daß El. als Sergeant, nach Amerika gieng. So viele hundert Meilen auf den ungestümen Wellen des Meeres zurück zulegen, und nach einem Lande zu reisen, wo die Wilden rebelliren, und die Bürger mit ihrem Vorgesetzten höchst unzufrieden sind, dazu gehöret gewiß nicht wenig Entschlossenheit und Muth. Aus Verzweifelung unternahm El. diese gefährliche Reise nicht; denn das widerleget der Augenschein, wenn man sich noch auf das Vorhergehende besinnet: es war also ein geheimer Trieb, den ich schlechterdings der göttlichen Regierung zuschreibe, welche die Herzen der Menschen wie Wasserbäche leitet, wohin sie will. Von Ihnen erwarte ich hier keinen Widerspruch; es fehlet aber sicher nicht an Leuten, die nach ihrer eingebildeten großen Einsicht alles auf die Rech-

nung des blinden Ungefährs ſetzen werden. Man laſſe ihnen ihre Grillen! Sie mögen zuſehen, wie ſie dieſes bey dem Regierer der menſchlichen Schickſale verantworten. Anſtatt mich mit dieſen ſtolzen Geiſtern in einen philoſophiſchen Streit einzulaſſen, weil die Bibel in ihren Augen doch nur ein lächerliches Buch iſt; ſo will ich Ihnen, Mein Beſter, lieber die Urſachen anzeigen, warum man in Suriname freywillige Soldaten nöthig hatte. Im Jahr 1749. ermordeten die Sclaven einer gewiſſen Plantage ihren Eigenthumsherrn, und rebellirten, um ſich frey zu machen.. Es war zu befürchten, daß dieſe Gährung weiter um ſich greifen, und noch mehr Neger oder Schwarze auf andern Plantagen anſteckten möchte. Man mußte ſich alſo auf alle Fälle in gute Verfaſſung ſetzen, und ſich dazu freywilliger Leute bedienen, um ſeine Abſicht durch Hülfe derſelben deſto glücklicher zu erreichen. Es war aber nicht blos eine Rebellion unter den Sclaven; ſondern auch die Bürger der Stadt Paramaribo ſelbſt ſpieleten allerhand Cabalen gegen ihren Gouverneur, welcher damahls

mahls Johann Jacob Mauritius hieß, und durch ſeine Regierung ihre Unzufriedenheit erreget hatte. Ob mit Recht oder Unrecht? Das brauche ich hier nicht zu unterſuchen; denn es gehöret nicht zu meiner Geſchichte. Genug, Sie wiſſen nunmehr, bey welcher Gelegenheit unſer El. mit nach Suriname gekommen iſt. Seine Uiberfahrt war glücklich; und er kam daſelbſt geſund an. Ein Theil von ſeinen Kameraden verfluchte dieſes Land in den Abgrund hinein, wünſchte ſich den Tod, und wäre den Augenblick auf der Stelle wieder umgekehret: Er hingegen war vergnügt, und ſagte mit lachendem Munde: **Das iſt ein Land für mich! hier ſoll mich niemand heraus bringen, als bis ich ein Schilderhäuſſgen voll Ducaten habe!** Was denken Sie bey dieſem Einfalle? Artig genug iſt er eingetroffen. Sie dürfen Sich aber nicht einbilden, daß Er anfangs gute Tage gehabt habe; Sie können vielmehr verſichert ſeyn, daß Ihn dort die Sonne, den Tag über, und der Mond des Nachts im eigentlichen Verſtande mehr als zu ſehr die erſten Jahre geſtochen. Beyläufig

muß ich Ihnen nemlich ſagen, daß man in Suriname den Mondenſchein für die menſchliche Geſundheit für weit nachtheiliger hält, als die Sonnenhitze. Perſonen, welche allzuzärtlich ſind, und gar zu ängſtlich für ihr Leben ſorgen, bedecken vor dem Mondenlichte ihre Häupter, und rücken aus dem Freyen unter einen bedeckten Platz. Unſer El. hat dieſe übertriebene Fürſorge allezeit lächerlich gefunden, und das Gegentheil gethan, um zu zeigen, daß es dieſe Vorſicht nicht ſey, welche die Menſchen geſünder, als andere erhalte. Doch alles dieſes, wie geſagt, gleichſam nur im Vorbeygehen; Was aber die gedachte Rebellion anbelanget; ſo ward dieſelbe durch die gemachten guten Anſtalten wieder geſtillet. Denn man fieng die rebellirenden Sclaven in ihrer Unternehmung auf, und die meiſten von ihnen wurden durch die allerſtrengeſten Strafen vom Leben zum Tode gebracht. Währender Zeit, daß El. als Sergeant in Suriname dienete, welcher Dienſt anderthalb Jahr gedauert hat; ſo that Er Seine Schuldigkeit, als ein braver Soldat, und ertrug alle Beſchwerlichkeiten

keiten mit der gehörigen Standhaftigkeit. Diese hatte Er ganz besonders nöthig, als Er ganzer 6. Monate gegen die Rebellen in den Wäldern auf Kommando stand, und 20. Wochen wegen der weiten Entfernung von Schuhen und Strümpfen entblöset war; anderer Ungemächlichkeiten in Ansehung des Proviants und Wassers nicht zu gedenken. Unter solchen Umständen ist es keinem ehrlichen Manne zu verdenken, wenn er sich nach einer Verbesserung seines Zustandes ernstlich sehnet. Unser Cl. hegete diesen Wunsch ebenfalls in Seinem Herzen; und er nährete ihn nicht vergebens. Iohannes Meys, ein Lückewaler von Geburt, und seiner Religion nach ein Catholick, war Ihm zur Erfüllung desselben behülflich. Dieser Mann erforschete die Gesinnung unsers Cl. ob Er Sich geneigt fände, Plantagendienste anzunehmen; und dieser war dazu bereit. Allein Er mußte vor allen Dingen seinen Abschied haben; und es fehlete Ihm doch an dem nöthigen Gelde. Diese Schwürigkeit räumete Sein Freund Meys, gar bald aus dem Wege. Denn derselbe streckete Ihm nicht nur 55. holländische

Gulden dazu vor, sondern schenkte Ihm auch dieselben nach der Zeit ganz und gar. Im Jahre 1752. trat also unser Cl. seine neuen Dienste als Plantagenofficier an, und Er hatte über 180. Sclaven zu gebieten. Es ist dieses eine sehr fatale Station; allein in der Welt muß man sich bisweilen auch einer unangenehmen Beschäftigung eine Zeitlang unterziehen, wenn man seine Umstände verbessern will. Cl. wußte dieses wohl, und schickte Sich in die Zeit. Es war um böse 8. Monate zu thun; so hatte Er auch diese Beschwerlichkeit überstanden. Nunmehr gieng ihm ein neuer Glücksstern auf. Durch die besondere Gütigkeit Seines Patrons, welcher seinen vorigen Directeur seiner Dienste entließ, gelangete Er zu dieser erledigten Stelle. Wer es in Suriname bis dahin gebracht hat, der kann hernach alles werden, wenn er nur Verstand besitzt, und sich den Ruhm einer guten Aufführung zu erwerben weis. Jenen hatte Cl. durch den gütigen Schöpfer der Menschen erhalten; und an dieser ließ Er es durch Seinen Fleiß nicht mangeln. Es darf uns daher nicht so sehr verwundern, wenn wir

Ihn

Ihn in jenen Gegenden zu einem so glänzenden Glücke in der Folge werden hinauf steigen sehen, das Er in unserm Lande mit aller Klugheit und Geschicklichkeit nimmermehr würde haben erreichen können. Bey allen diesen Veränderungen seines Lebens, gedachte Er aber auch an Sachsen, erkundigte sich nach dem Befinden seiner Eltern, seiner Brüder und Freunde. Er machte es nicht, wie viele, welche den Ihrigen in der Entfernung keine Nachricht von sich zukommen lassen; sondern meldete denselben jedesmahl Seinen veränderten Aufenthalt. Und so bald Er Geld entbehren konnte; so sah Er es für Seine kindliche Schuldigkeit an, die ersten ersparten 100. Gulden an seine armen Eltern nach Döbeln zu schicken. Künftig mehr von dieser Sache. Ich verbleibe ꝛc.

Vierzehnter Brief.

(Zur Fortsetzung des vorigen.)

W. zu Ende des Decembers 1771.

In meinem letzten Briefe habe ich in der Geschichte des Herrn Hauptmann El. auf einmahl einen ansehnlichen Zeitraum zurückgeleget, da es sonst ziemlich langsam damit hergieng. Vom Jahr 1749, in welchem sich die Rebellion der Schwarzen in Suriname ereignete, bin ich bis zum 1759sten fortgerückt, in welchem der erste Segen an 100. holländischen Gulden Seinen Eltern übermacht ward. Dieses Geld kam zu einer sehr bequemen Zeit an, weil bey der allgemeinen Kriegesnoth in Sachsen für die Eltern unsers El. wohl keine köstlichen Tage übrig bleiben konnten. Es nahm also auch Seine damahls noch lebende Mutter an dieser Freude Antheil, welche ein dankbares Kind seinen bejahrten Eltern machte; und sie erfuhr hiermit noch vor ihrem Ende, daß GOtt ihren Sohn unter einer entferneten Himmelsgegend zu einem gesegneten Manne hatte werden lassen.

Doch

Doch alles dieſes war nur ein geringer Anfang. Was würde dieſe Mutter erſt dazu geſagt haben, wenn ſie bis 1763. hätte leben ſollen, da die jährlich ausgeſetzten 100. Gulden in 320. verwandelt wurden? Dieſes war eben das Jahr Seiner Verheyrathung, von welcher ich Ihnen, Mein liebſter F**, eine ausführliche Nachricht geben muß, weil man davon ſo vielerley durch einander erzählet, das doch nicht in der Wahrheit beſteht. So hat man z. E. behauptet, daß Er Seine gegenwärtige Gemahlinn ſchon vorher gekannt hätte, und auf Ihren Plantagen Directeur geweſen wäre; da doch beydes falſch iſt. Aber Sie runzeln die Stirne, daß ich Ihnen erſt lange ſage, was nicht wahr iſt, denn Sie begehren die zuverläßigen Umſtände zu wiſſen. Nur ein wenig Geduld! Sie ſollen gleich alles erfahren. Ein gewiſſer Regimentsfeldſcherer, deſſen Nahmen ich aber nicht zu nennen weis, ein guter Freund von unſerm Clemen, erſuchte denſelben, bey dieſer Dame, als einer Witwe, welche bereits zwey Männer gehabt hatte, in ſeinem Nahmen anzuwerben. Cl. verſprach dieſes. Allein

bald

bald darauf beſann Er ſich anders, und glaubte, daß Er zuerſt für ſich Selbſt anhalten müßte. Ich vermuthe nicht, daß jemand dieſes für eine Beleidigung der geheiligten Freundſchaft auslegen ſollte; denn ein jeder iſt ſich doch in ſolchen Angelegenheiten ſelbſt der nächſte. Wenigſtens kann ich Sie verſichern, daß der gedachte Regimentsfeldſcherer noch immer wie zuvor, unſers redlichen El. aufrichtiger Freund iſt. Dieſer hätte doch wohl das erſte und meiſte Recht gehabt, über dieſen Streich entrüſtet zu werden. Aber er muß in dieſem Stücke vernünftiger gedacht haben, als viele in Europa. Merken ſie es fein, meine lieben Landsleute, daß es in Amerika Perſonen giebt, welche einen groſſen Haufen Deutſche beſchämen, was den gegenwärtigen Punct betrifft. Auf die geſchehene Anwerbung erfolgte aber nicht gleich eine entſcheidende Antwort, ſondern einiger Aufſchub. Endlich erhielt Er das Jawort; und nun gieng der Lärmen an, ſo bald dieſe Verbindung bekannt wurde. Es fehlete nicht an Leuten, welche dieſelbe ſchlechterdings rückgängig zu machen ſuchten, und El. bey Seiner Braut

auf

auf alle mögliche Weiſe anſchwärzten. Sie allein blieb unbeweglich bey Ihrem Vorſatze, man mochte Ihr auch von Ihrem Bräutigam vorbringen, was man wollte. Zu allen Beſchuldigungen die man gegen Ihn anführete, ſagte Sie allezeit, daß Sie eben einen ſolchen Mann verlangte, wie man Ihn beſchriebe. Was dächten Sie wohl, daß dieſes bey unſerem Herrn El. für eine Wirkung gethan hätte? die allerbeſte von der Welt; dieſe nemlich, durch Sein künftiges Betragen gegen ſeine Gemahlinn alle Reden ſeiner Widerſacher zu Schanden zu machen. Und zu ſeinem groſſen Ruhme in Paramaribo hat Er Sein Vorhaben bisher vortrefflich ausgeführet, wenn anders der Erzählung eines ſeiner Blutsfreunde zu trauen iſt. Glauben Sie es immer ſo lange, bis dieſe Sache von Suriname aus widerruffen wird; Zum wenigſten ſieht dieſelbe dieſem vorzüglichen Manne ſehr ähnlich. Aber das laſſen Sie ſich von keinem Menſchen bereden, daß Elemen Seine gegenwärtigen Reichthümer erheyrathet hätte. Zwar bekam Er mit ſeiner Gemahlinn zwey Plantagen, wovon Sie die Eine eigenthümlich

thümlich beſaß, und die Andere im Pachte hatte, nebſt einer Macht von ungefehr 260. Sclaven; es waren aber auch ſehr viel Paßivſchulden vorhanden. Unterdeſſen hat Er dieſer getroffenen Heyrath allerdings Seine jetzige Größe vornehmlich zu verdanken; denn dadurch bekam Er erſt vollkommene Gelegenheit, Seine Talente zu zeigen. Es trafen hier viel günſtige Umſtände zuſammen, welche Ihn in kurzer Zeit zu einem Geſegneten des HErrn machen mußten. Schon war es ein großer Vortheil, daß die Creditoren von Seiner Frau Nachſicht hatten, und Ihm zur Bezahlung Zeit ließen. Allein die Hauptſache kam hierbey auf kluge Verwaltung der Plantagen, und auf den thätigen Beyſtand guter Freunde an. Wenn Er Sich auch dieſelben nicht durch Seinen edelmüthigen Character bereits erworben gehabt; ſo hätte Er Sie doch gewiß durch die nahe Verbindung erlanget, in welcher Er mit dem jetzigen Gouverneur von Suriname, Ian Nepveu, ſtehet. Dieſer iſt nemlich, Sein Schwiegerſohn, und hat Seine Pflegetochter zur Gemahlinn, welche noch aus der erſten Ehe übrig

geblie-

geblieben ist, und aus Ihrem ersten Ehestande ebenfalls 3. Söhne am Leben hat; denn der Gouverneur ist ihr zweyter Gemahl. **Wer also den Pabst zum Freunde hat, der kann leicht Cardinal werden.** Dieses bekannte Sprichwort sollen Sie bald weiter bestätiget sehen. Allein ich kann nicht unterlassen, bey dieser Gelegenheit noch zuvor einige Familienumstände anzuzeigen. Ausser der Gouvernäntinn hat die Gemahlinn des Herrn Hauptmanns auch noch eine erwachsene und verheyrathete Tochter gehabt, welche aber vor sechs Jahren in Holland gestorben ist, und 4. Kinder nachgelassen. Ich hoffe, daß diese Nachricht hier nicht am unrechten Orte stehen soll; und ich habe sie nicht für mich alleine behalten wollen, da sie mir einmahl zuverläßig bekannt geworden ist. Und über dieses giebt sie einen zureichenden Grund an, woraus in der Welt weitläuftige und mächtige Bekanntschaften zu entstehen pflegen. Allein nunmehr kehre ich wieder mit Ihnen auf die Plantagen des Herrn El. zurück, um Ihnen alles vollends zu sagen, was ich noch davon weis. Sie haben

zu groſſe Einſichten, als daß es Sie befremden ſollte, wenn Sie von mir hören werden, daß Er zur Zeit noch auf dieſelben ſchuldig, und nicht bereits der ganze Grund und Boden davon befreyet ſey. Sie müſſen nemlich wiſſen, daß Er Seine Sachen gleich vom Anfange ſehr in das Groſſe getrieben habe; dieſes mußte aber nothwendig mit fremdem Gelde geſchehen. Bisher hat Ihm GOtt Seine groſſen Anſtalten vortreflich gelingen laſſen. Denn auſſerdem, daß Er durch Seine Heyrath eine eigene Plantage, Buyſenvlyt mit Nahmen überkommen; ſo hat Er nun auch 2. eigenthümliche ſelbſt angeleget, welche Sachſen und Clemensburg heiſſen; und eine liegt noch unbearbeitet, und wird vermuthlich einmahl nach ſeiner Geburtsſtadt benennet werden. Was die Anzahl Seiner Sclaven anbetrift; ſo beläuft ſich dieſelbe auf 400. hinan: und mit ſo viel Menſchenhänden kann man ſchon etwas von Wichtigkeit vornehmen. Bald hätte ich bey dieſer Beſchreibung ſeines Plantagenweſens einen wichtigen Umſtand aus der Acht gelaſſen; und das iſt eine groſſe Erbſchaft. Mitten

unter

unter Seinen weitaussehenden Beschäftigungen ward Ihm eine ansehnliche Plantage vermacht. Diese kam seinen Absichten gar sehr zu statten. Denn nachdem Er sie für 211000. Gulden verkauft, die darauf haftenden Schulden getilgt, und die verordneten Legate ausgezahlt hatte; so blieben für Seine Bemühung noch reichliche 60000. holländische Gulden übrig. Auf diese Art muß man natürlicher weise wachsen und zunehmen! Ich dächte, nunmehr sollten Sie sich schon einen zureichenden Begriff von Seinen zeitlichen Gütern machen können, ob ich gleich zugebe, daß meine Beschreibung gleichsam nur die Oberfläche derselben berührt. Künftig sollen Sie auch etwas von Seiner Erhebung zu wichtigen Ehrenstellen erfahren; und dazu bestimme ich den folgenden Brief. Ich bin u. s. w.

Funfzehnter Brief.

(Zur Fortſetzung.)

W. Zu Anfange des Jenners 1772.

Von nun an ſollten alle Einwohner in Döbeln einander zum Neuen Jahre zuruffen: **GOtt laſſe dich das Glück des alten Vaters Cl. erleben!** Und alle Eltern in dieſer Stadt ihren Kindern wünſchen: **Seyd geſegnet, wie Clemen!** dieſen Einfall hat die gegenwärtige Zeit hervorgebracht, in welcher ſich die Menſchen in unſern Ländern mit lauter guten Wünſchen im Scherze und im Ernſte, halb aus Gewohnheit, und halb aus Zwang, alle um des Wohlſtandes willen, die wenigſten mit freundſchaftlicher Neigung, unter einander beſchäftigen. Auch abgeſagte Feinde wünſchen zu der Zeit einander mit dem Munde Gutes, da ſie doch im Herzen das Gegentheil denken. Das iſt der Lauf der Welt; und weder ich, noch Sie werden das Ding mit unſerem Moraliſiren ändern können, und wenn wir die bitterſten Satyren auf dieſe Cerimonie drucken lieſſen. Was hätte ich hier nicht für eine ſchöne Gelegenheit gehabt, mei-

nen Witz in einem zierlichen Neujahrswunsche bey dem Anfange des Jenners vor Ihnen auskramen zu können! Und ich thue es nicht. Das werden Sie mir doch wohl verzeihen, da Ihnen die Gesinnungen meines Herzens gegen Sie schon bekannt sind? — Ich hoffe es nicht etwa nur, sondern weis es gewiß. Sehen Sie unterdessen dieses kleine Geschwätz, als einen neumodischen Uibergang zu derjenigen Beschreibung an, die ich Ihnen von der Erhebung unsers El. zu den ansehnlichsten Ehrenstellen in Suriname versprochen habe. Sie erinnern sich, daß ich Ihm bisweilen den Tittel, Hauptmann, gegeben; und schon 1766. ward Er zu dieser Würde erhoben. Sie werden Sich nothwendig einen Hauptmann nach unserer Art vorgestellet haben; allein dieses ist ganz falsch. Die Surinamischen Hauptleute, welche ihre Patente von den Generalstaaten unmittelbar erhalten, und deren es 11. an der Zahl giebt, nemlich 4. in der Stadt Paramaribo, und 7. ausserhalb derselben auf den Plantagenrevieren, wollen weit mehr sagen, als bey uns. Ihre Kompagnien bestehen nicht etwa

aus 100. bis 150. Köpfen, wenn es aufs höchſte kommt; ſondern ſie gehen in die Tauſende hinein: und diejenige, welche der Herr Hauptmann El. bisher kommandirt hat, beſtund bey Seiner Abreiſe aus 7000. Schwarzen, und aus mehr, als 200. Europäern. Ob ſie gleich eine der ſtärkſten iſt; ſo iſt ſie doch noch nicht die allerſtärkſte. Von der Stärke der Kompagnien läßt ſich nun ein ſicherer Schluß auf den Umfang des Gebietes machen, das unter dem Befehle eines ſolchen Hauptmanns ſtehet. Er führt nicht etwa das Kommando nur über ein Städgen, oder Dorf; ſondern über groſſe Diſtricte von vielen Meilen: und die Diviſion Obercottica und Pirica, über welche unſer Herr El. geſetzt geweſen iſt, beträgt wenigſtens 18. Meilen im Umkreiſe. So groß aber auch die Ehre iſt, der oberſte Befehlshaber über eine ſolche zahlreiche Kompagnie, und ein ſo anſehnliches Stück Landes zu ſeyn, und alles unter ſeiner Aufſicht zu haben wenn dieſes und jenes Kommando Soldaten abzuſchicken, oder wieder abzuruffen iſt; ſo wenig bringt ihm doch alles dieſes ein: Denn es bleibt ein bloßer Ehrenpoſten,

ſten, welcher nicht nur keine Beſoldung trägt, ſondern auch noch überdieſes Verſäumniß bey der Sclavenarbeit, und einen jährlichen Aufwand von 6 bis 700. Gulden nach ſich ziehet, weil jeder Hauptmann bey der Exercierzeit Gaſtereyen auszurichten, und den Soldaten eine Ergötzlichkeit zu geben hat. Vor ſolchen Stationen würde man ſich in Europa gar ſchön bedanken; und man hat Grund darzu, weil doch ein jeder ehrlicher Mann leben will. Allein hier bemächtiget ſich ein gewiſſer Patriotiſmus meiner Seele, und nöthiget mir laute Wünſche ab, die ich unmöglich zurückhalten kann. Möchte es doch in unſerem Welttheile und wenigſtens in Deutſchland, um alle geiſtliche und weltliche Bedienungen eben ſo beſchaffen ſeyn, wie in Suriname! Möchte doch kein Amt gefunden werden, wo faſt der ganze Lebensunterhalt in ſogenannten Accidentien und Sporteln beſteht! Möchte es doch möglich ſeyn, daß alle Aemter des Staats mit lauter ſolchen Perſonen beſetzet werden könnten, welche von ihrem eigenen Vermögen ſtandesmäſſig zu leben hätten! Oder wenn nur zum allerwe-

nigſten eine jede Bedienung, ſie ſey hoch oder niedrig, mit einer hinreichenden Beſoldung verſehen wäre, um aller zufälligen Einkünfte gänzlich entbehren zu können! Ich bin verſichert, es würde um Land und Leute viel beſſer ſtehen. Denn was iſt die Urſache, daß ſo viele Menſchen ſich unerlaubter Mittel bedienen, um ihren Gehalt zu vermehren? Nach meiner Einſicht bey den meiſten gewiß keine andere, als daß derſelbe gemeiniglich zu klein, und ihr eigenthümliches Vermögen nicht groß genug iſt, die nöthigen Ausgaben zu beſtreiten; und daß man ihnen über ihre geſetzte Beſoldung zu ihrem Auskommen noch Accidentien und Sporteln erlaubt hat. Unterdeſſen gebe ich gerne zu, daß dem ungeachtet noch viel Ungerechtigkeiten in der Welt würden ausgeübet werden, wenn gleich meine Wünſche in Erfüllung gehen ſollten; die ich aber freywillig nach Utopien verweiſe, ehe ſie von andern geſtrengen Herren dahin geſchickt werden. Ich bin ſchon zufrieden, wenn man nur meinen Gedanken einen Platz in einem gedruckten Briefe an Sie, Mein Beſter F**, vergönnt, und ſie nicht unbarmherziger

Weiſe

Weiſe wegſtreicht. Sie mußten mir nothwendig einfallen, als ich Ihnen von der ſonderbaren Hauptmannsſtelle des Herrn Cl. Nachricht zu geben hatte. Allein Er hat auch noch ein anderes anſehnliches Ehrenamt bekleidet; und zwar ein ſolches, das Sie vielleicht nicht ſo bald errathen würden. Denn wer ſucht wohl die Hauptleute unter den Kirchenräthen? In Suriname geht das an. Und damit Sie dieſes deſto beſſer verſtehen können; ſo muß ich Ihnen von der Kirchenverfaſſung daſelbſt, einen hinlänglichen Begriff zu machen ſuchen. Ich weis doch, daß Sie dergleichen Sachen gerne leſen, wenn Sie gleich nicht in Ihr eigentliches Fach gehören. Im Jahr 1743. haben die Lutheraner mit Erlaubnis der Herren Generalſtaaten die erſte öffentliche Predigt in Paramaribo halten laſſen dürfen; und ſeit der Zeit ſtehen beyde Gemeinen, die Reformirte und Lutheriſche nemlich, in einer vollkommenen brüderlichen Eintracht. Es hat keine der andern etwas vorzuſchreiben, obgleich die Reformirte, wie man zu reden pflegt, prädominirt. Beyde Religionsverwandten können

einander eben ſo ungehindert heyrathen, als wenn ſie von einerley Gemeine wären. Die Lutheraner haben alſo völlig einen ſo freyen Gottesdienſt, wie die Reformirten: ihre eigne Kirche, ihre eignen Prediger, und ihr eignes Conſiſtorium, welches wählen, ordiniren, und confirmiren kann. Der kleine Kirchenrath beſteht aus den beyden Predigern, welche wechſelsweiſe ein Jahr um das andere das Präſidium führen, aus 4. Aelteſten, wovon Herr Cl. Einer geweſen iſt, und aus 4. Diaconen. Jeder von dieſen Beyſitzern bleibt 4. Jahre hintereinander, und zwar ohne Beſoldung; nach Verlauf derſelben wird er ſeines Dienſtes entlaſſen; doch werden die alten Räthe alle mit darzu gezogen, wenn man groſſen Kirchenrath hält; und ſie können auch wieder von neuen zu Mitgliedern des kleinen Kirchenraths erwählet werden. Was ich Ihnen noch weiter von dieſer Sache mitzutheilen habe, das will ich auf ein andermahl aufheben. Begnügen Sie Sich unterdeſſen mit dieſem wenigen. Den Freunden der Kirchengeſchichte habe ich gewiß einen angenehmen Dienſt gethan; wenigſtens

nigſtens denen, die das noch nicht wiſſen, was ich Ihnen hier mit wenig Worten gemeldet. Ich bin u. ſ. w.

Sechzehnter Brief.

(Zur Fortſetzung des vorigen.)

W. in der Mitte des Jenners 1772.

Wenn Sie meine beyden letzten Briefe gewiß erhalten haben; woran ich zur Zeit gar nicht zweifle: ſo wiſſen Sie nunmehr zur Genüge, wie aus einem Döbelſchen Tuchknappen ein reicher und angeſehner Mann geworden ſey. Denken Sie aber nicht, daß ich meinen Vorrath ſchon erſchöpft hätte; ich bin noch reichlich verſehen. Da ich einmahl auf die kirchliche Verfaſſung in Suriname zu reden gekommen; ſo will ich jetzt noch eine kleine Nachleſe halten. Daß die Lutheraner mit den Reformirten einerley freye Religionsübung haben, das iſt Ihnen bereits bekannt. Vielleicht möchten Sie nun auch gerne wiſſen, was die beyden lutheriſchen Prediger für einen Gehalt bekommen: und mit dieſer Nachricht kann ich

Ihnen ebenfalls aufwarten. An jährlicher gewiſſer Beſoldung ſind für den Oberprediger 2500. und für den zweyten 2000. holländiſche Gulden ausgeſetzt; und auſſer der freyen Wohnung hat auch noch Jeder 4. Sclaven zur Bedienung. Allein was ſagen Sie dazu, daß dieſe Schwarzen Lutheriſche Prediger zu Herren haben, und doch in ihrer heydniſchen Unwiſſenheit gelaſſen werden? Können Sie das zuſammen reimen? Ich zu meiner Beruhigung kann mich endlich wohl aus dieſer Sache finden, ohne über die Surinamiſchen Geiſtlichen ein Urtheil der Verdammniß zu fällen; ich trage aber billig Bedenken, meine Privatmeynung hier zu entdecken, da dieſelbe nicht zwiſchen mir und Ihnen verſchwiegen bleibt; wenigſtens geben Sie mir noch einigen Aufſchub, um meine Gedanken vollends zu ihrer Reife kommen zu laſſen. Jetzt wollen wir wieder zu den Einkünften der Herren Prediger zurückkehren. Ob ſie gleich kein Beichtgeld haben, und auch nichts für Taufen und Trauungen, für Berichten und Begraben verordnet iſt; ſo wird doch von den Vornehmen und Reichen

ſehr viel an freywilligen Geſchenken gegeben. Mich deucht, daß dieſe Einrichtung vortrefflich iſt; und ich wünſchte, daß ſie in der ganzen Chriſtenheit Mode wäre. Derjenige würde aber nicht geringen Widerſtand zu überwinden haben, der es ſich einfallen laſſen wollte, in dieſem Stücke eine Aenderung vorzunehmen. Und freylich laſſen ſich übele Gebräuche beſſer einſehen als abſchaffen. Unterdeſſen bleibt das wohl eine ausgemachte Sache, daß die Welt in allen Ständen noch einer groſſen Verbeſſerung vonnöthen habe. Wenn werden aber dieſe glücklichen Zeiten kommen? Sie und ich erleben ſie wohl nicht. Doch vielleicht ſind wir einer Reformation näher, als ſich die Verfechter des Hergebrachten einbilden. GOtt gebe ſeinen Segen dazu, und erwecke uns eine hinlängliche Anzahl entſchloſſener Männer, welche ſich durch alle Vorurtheile und Hinderniße glücklich durcharbeiten! In Suriname hat man zwar ſchon vieles überwunden; es iſt aber gleichwohl noch manches übrig, welches beſſer ſeyn könnte. Ich weis nicht, ob ich unrecht urtheile, wenn ich dahin rechne, daß

auſſer

auſſer den Reformirten und Lutheranern keine einzige chriſtliche Parthey ihren freyen Gottesdienſt hat. Als etwas beſonderes muß ich bey dieſer Gelegenheit noch anmerken, daß die Juden daſelbſt vorzügliche Freyheit geniüſſen. Sie haben nicht nur drey Synagogen, zwey Portugieſiſche und eine Deutſche, ſondern auch ſo gar eine Judenkompagnie, welche aus lauter jüdiſchen Soldaten beſteht, und wohl 100. Mann ſtark iſt. Wenn ich nicht irre; ſo iſt ſie wohl in ihrer Art die einzige in der ganzen Welt. Was meynen Sie, liebſter F**? hätte ich nicht beſſer gethan, wenn ich den Inhalt dieſes Briefs für mich behalten? Was fragen die meiſten Leſer nach dem Gehalte der Surinamiſchen Prediger von der Lutheriſchen Gemeine? Was bekümmern ſie ſich um ihre Bedienten, ob ſie Heyden, oder Chriſten ſind, ſchwarz oder weiß ausſehen? Was geht ſie das an, daß dort die Geiſtlichen keine Accidentien bekommen? Genug, daß ſie ſich in Sachſen und andern Gegenden in die Nothwendigkeit verſetzt ſehen, Beichten und Berichten, Trauen, Taufen und Begraben, mit baaren

Gelde

Gelde zu bezahlen, wenn ſie nicht Bettelleute heißen wollen. Sie ſähen es lieber, wenn ſie dieſen Herren gar nichts zu geben hätten. In Anſehung der freywilligen Geſchenke würden ſie nicht ſo gutherzig ſeyn, wie in Suriname. Ereifern ſie ſich nicht zu ſehr, **Meine vielvermögenden Herren**! Schonen ſie doch ihrer ſchätzbaren Geſundheit! Sie dürfen ja zur Zeit keinen Heller aus guten Willen geben; und viele von ihnen hüten ſich auch recht ſorgfältig davor, aus Furcht es möchte zuletzt eine Gerechtigkeit daraus werden. Um ihnen ihre vorige Gemüthsruhe wieder zu ſchenken; ſo habe ich die Dreiſtigkeit, ihnen in das Angeſicht zu ſagen, daß ſie dieſen Brief mit einer verächtlichen Mine überſchlagen ſollen, weil er gar nicht für ſie geſchrieben iſt. Wollte ich gleich glauben, daß es ſie ein wenig intereßirte, daß man in Suriname nicht gegen alle Arten von Religionsverwandten gleiche Nachſicht beweißt; ſo erinnere ich mich ja eben zu rechter Zeit ihrer gewöhnlichen Gleichgültigkeit, von welcher ſie uns in Anſehung des öffentlichen Gottesdienſtes ſo manche hervorſtechende

ſtechende Probe zu geben pflegen. Aber die Judenkompagnie; ja, dieſe möchten ſie wohl etwas näher kennen; dieſe möchten ſie einmahl ihre Manoeuvres machen ſehen. Ich bedauere, daß ich ihnen nicht aufwarten kann; ich habe ſie ſelbſt auch niemahls geſehen, und bin auch nicht im Stande, ihnen nähere Nachricht davon zu geben. Ich muß mich alſo wohl unterthänig empfehlen, ehe ſie mir auf eine höfliche Art die Thüre zeigen. — Bald hätte ich das Ende zu dieſem Briefe nicht finden können; allein ich habe mich doch gleich zur rechten Zeit aus dem Gedränge gezogen. Sie, mein Freund, merken doch den Kunſtgriff? Es fehlte mir an Materie, ihm die gehörige Länge zu geben; ich mußte mir alſo in der Geſchwindigkeit durch eine kleine Ausſchweifung ſelbſt zu helfen ſuchen. Nunmehr ſehne ich mich nach einer Antwort von Ihnen; und dieſe Sehnſucht ſtillen Sie ja, ſo bald es möglich iſt. Ich verbleibe ꝛc.

Siebzehnter Brief.

(Zur Antwort.)

L. zu Ende des Jenners. 1772.

Alle Ihre Briefe über die Geschichte des Surinamer Herrn sind richtig bey mir eingegangen, und an den Verleger treulich übergeben worden. Nicht ohne Bewunderung habe ich dieselben durchgelesen; und mir ist es unbegreiflich, wie Sie, mein lieber B**, so viel geheime und besondere Nachrichten haben erwischen können, da Sie doch nicht aus Döbeln sind. Wissen Sie wohl, auf wen man in L. rathen wird? Auf niemand anders, als auf einen gewissen Prediger, welcher in der vorigen Woche mit diesem Amerikaner hier gewesen ist. Ich selbst würde dieses in ganzem Ernste glauben, wenn ich nicht zuverläßig wüßte, daß Sie der Verfasser sind. Lassen Sie Sich diese Vermuthung lieb seyn. Denn desto weniger wird man Sie auszukundschaffen suchen; und kluge Leute werden diese Antwort, wenn Sie dieselbe mit einrücken lassen, für einen listigen

Kunst-

Kunſtgriff halten, durch welchen Ihro Wohlehrwürden die Augen der Leſer in L. und D. von ſich abwenden wollen. Ich hätte dieſen ſcharfſichtigen Herren die Freude nicht verderben ſollen, ſich es mit einer vertrauten Mine als eine Neuigkeit offenbaren zu können, daß ſie den Urheber des gegenwärtigen Briefwechſels ſicher kennten. Sie, Mein Freund, haben es zur Zeit noch in Ihrer Gewalt, denſelben dieſes Vergnügen zu laſſen. Es koſtet Sie weiter nichts, als die kleine Ueberwindung, daß Sie dieſen meinen Brief in Ihrem Pulte verwahren. Allein ich habe dabey noch ein Bedenken. Ueberlegen Sie die Sache wohl, ob man berechtiget ſey, die Wahrſcheinlichkeit vermehren zu helfen, aus welcher jemand fälſchlich für den Verfaſſer einer Schrift gehalten werden kann? Man muß keinen ehrlichen Mann in einen ſolchen ungegründeten Verdacht zu ſetzen ſuchen, ob ſich gleich nach meinem Urtheile, der gedachte Prediger dieſes Briefwechſels eben nicht zu ſchämen hätte, wenn man Ihm demſelben zuſchriebe. Allein ich erinnere mich noch aus meinen Studentenjahren, daß Er ſchon ehe-

dem

dem einmahl das Unglück gehabt hat, für den Verfertiger eines gewissen satyrischen Traums ausgeschrien zu werden, um den er doch nicht die allergeringste Wissenschaft hatte, wie mich zuverläßige Personen damahls versichert haben. Und gleichwohl wäre er deswegen beynahe in einen verdrüßlichen Proceß verwickelt worden. Ich halte es für meine Schuldigkeit, bey dieser Gelegenheit seine Ehre zu retten, weil ihn vielleicht einige von seinen Bekannten noch immer in diesem falschen Verdachte haben möchten. Und da er allem Vermuthen nach diese Zeilen zu lesen bekommen wird; so hoffe ich gewiß dafür bey ihm noch einigen Dank zu verdienen, daß ich mich hiermit seiner Unschuld öffentlich angenommen, und ihn zugleich gegen einen neuen Verdacht in Sicherheit gesetzet habe. Werden Sie ja nicht darüber ungehalten, daß ich Ihnen diese Verschanzung zerstöret, hinter welcher Sie Sich eine Zeit lang so gut hätten verbergen können. Mein redliches Herz erlaubte mir das nicht, auf Kosten eines Fremden Sie den Augen der Neugierigen zu entziehen. Sie bleiben dem

ungeachtet noch unbekannt genug; und von mir ſoll gewiß niemand Ihren Nahmen erfahren, als wer ſchweigen gelernet hat. Mit dieſer Antwort hätte ich alſo nunmehr Ihr Verlangen erfüllt. Habe ich Ihnen aber auch einen wirklichen Gefallen mit dem Inhalte derſelben gethan? Das werden Sie mir künftig ſchon ſagen. Ich bin ꝛc.

Achtzehnter Brief.

(Zur Fortsetzung des 16.)

W. im Febr. 1772.

Machen Sie Sich meinetwegen keine Sorge! Und wenn man noch heute meinen Rahmen ausspüren sollte; so schlafe ich eben so ruhig, wie zuvor. Sie haben recht daran gethan, daß Sie den ehrlichen M. S. aus dem Verdachte zu ziehen gesucht, als wenn diese Geschichte aus seiner Feder geflossen wäre. Er kann seine geheimen Ursachen dazu haben, warum er nicht für den Verfasser derselben angesehen seyn möchte. Wenn es aber geschehen seyn sollte; so wird er sich diesen kleinen Spaß eben nicht mißfallen lassen. Was hat er dabey zu befürchten? Keinen Proceß, mein lieber F**, gewiß keinen Proceß! doch genug hiervon! Lassen Sie uns wieder von Suriname schwatzen. Wenn Sie mich fragen, ob sich daselbst viel Europäische Soldaten befinden, und wie stark wohl die Anzahl derselben sey; so kann ich Ihnen in diesem Stücke Genüge lei-

ſten. Es ſind ihrer in allen 1200. Mann, wovon 150. in der Feſtung Seeland, 150. in Neuamſterdam, und die übrigen in den Wäldern und Plantagen auf Kommando ſtehen. Man hat ihre Dienſte vornehmlich deswegen nöthig, weil ſich in den dicken Waldungen Rebellen aufhalten, welche aus entlaufenen Sclaven beſtehen. Dieſe Schwarzen thaten ſonſt zum öftern feindliche Anfälle auf die Plantagen, um ſich nicht nur aus denſelben Weibsperſonen zu holen, wenn ſie daran Mangel litten, ſondern auch ihre Mannſchaft entweder durch Gewalt, oder durch Uiberredung zu vermehren. Allein im Jahr 1760. hat man mit zwey ſolchen rebelliſchen Nationen Friede gemacht, welche Saramikaner und Aukaner heiſſen. Die Friedensbedingungen beſtehen darinnen, daß ſie frey und ungehindert in die Stadt und auf die Plantagen kommen, und Handel und Wandel daſelbſt treiben dürfen; und noch überdieſes alle Jahr einige Geſchenke an Pulver, Bley und Gewehr erhalten. Nur noch eine Familie dieſer Rebellen iſt bisher übrig geweſen, mit welcher man weder in Friede

gelebt

gelebt hat, noch leben wollen. Seit einiger Zeit aber soll man ihren Aufenthalt in den Wildnissen entdeckt, und sie gänzlich aufgerieben haben; durch welchen glücklichen Vorfall sich viele Plantagen, und unter andern auch eine des Herrn Hauptmann El. welche den Uiberfällen dieser Wilden am meisten ausgesetzet gewesen sind, auf 20000. Gulden und darüber verbessert. Man hat mir erzählt, daß von dieser erfreulichen Begebenheit noch bey Seinem Aufenthalte in Döbeln sichere Nachricht durch Briefe eingegangen wäre. Was übrigens die Handthierung der friedsamen Rebellen betrift; so pflegen sie Kähne, oder kleine Fahrzeuge zu machen, welche sie zum Verkaufe bringen. Die Anzahl dieser Leute beläuft sich ungefähr auf einige hunderte. Sonst bekam derjenige, der den Kopf eines kriegerischen Rebellen brachte eine Belohnung von 50. holländischen Gulden. Doch vielleicht kann diese Ausgabe in Zukunft grösstentheils ersparet werden; zum wenigsten wäre es zu wünschen, daß man sie weiter nicht nöthig hätte. Ausser den Europäern und Schwarzen, giebt es in

Suriname auch noch eine gewisse Sorte von rothen Menschen, welche die eigenthümlichen Einwohner des Landes ausmachen. Man nennt sie Indianen, oder gemeiniglich Bocken, und steht mit ihnen im Frieden. Auf der allgemeinen Karte von Suriname, welche Peter Schenk zu Amsterdam ehedem stechen lassen, und wovon Herr El. einige Exemplare an hohe Gönner und gute Freunde verschenkt hat, erblickt man 8. solche Dörfer der freyen Indianen: zwey liegen mitten unter den Plantagen, und sechse ausserhalb derselben auf beyden Seiten des Marawinistroms gegen Süden. Man ist eigentlich nicht im Stande, die wahre Zahl ihrer Dörfer zu bestimmen, indem derselben bald mehr, bald weniger sind, und dabey alles irregulär zugeht. Die Menge dieser Wilden pflegt um Paramaribo nicht eben sehr groß zu seyn, weil sie sich häufig in das Französische und Spanische Amerika zerstreuen. Ihre gewöhnlichste Verrichtung besteht in Jagen und Fischen; und überdieses verfertigen sie Hangematten und Körbe, oder sogenannte Pagaale, welche sie in die Stadt bringen, und

daſelbſt verkaufen. Die Hangematten ſind eine Art von ſchwebenden Betten, welche in der Höhe an ſtarken Haacken befeſtiget werden; und man bedient ſich derſelben bey den Reiſen nach den Plantagen auch wirklich anſtatt der Betten. Die Körbe oder Pagaale hingegen werden dazu gebraucht, daß man die Hangematten darein thut. Wollen Sie Sich von dieſen Surinamiſchen Betten eine anſchauende Erkenntniß verſchaffen; ſo kommt es nur auf einen kleinen Spazierritt an, den Sie von L. nach D. machen. Ich weis es gar nicht anders, als daß bey dem Vater des Herrn Hauptmanns Cl. eine ſolche Hangematte in der Stube zu ſehen iſt, womit Ihm Seine Frau Schwiegertochter um der Seltenheit willen ein Geſchenk gemacht hat. Sollten Sie etwa Ihre Neugierigkeit ſo weit treiben; ſo vergeſſen Sie nur auch nicht, Ihren Correſpondenten in W. zu beſuchen. Denn das iſt die vornehmſte Urſache, warum er Ihnen dieſe Nachricht gegeben hat; und zugleich bitte ich Sie auch noch um die Erlaubniß, daß ich hier dieſen Brief endigen dürfe. Ich verbleibe ꝛc.

Neunzehnter Brief.

(Zur Fortsetzung.)

W. im Febr. 1772.

Ich bin einmahl unter die Wilden gerathen; und ich habe Lust, mich noch länger bey denselben aufzuhalten. Sie werden daher durch meine freywilligen Dienste gleich etwas mehr von diesen besondern Menschenkindern zu vernehmen haben. Daß die Indianen roth sehen, das werden Sie Sich aus meinem vorigen Briefe zu erinnern wissen, aber nunmehr sollen Sie auch ihre Fähigkeit und Gemüthsart ein wenig näher kennen lernen. Große Genies dürfen Sie nicht unter Ihnen suchen; sie sind aber gleichwohl nach ihrer Art nicht ganz ungeschickt. Das Lob der Ehrlichkeit und Treue, wird ihnen niemand streitig machen können; übrigens findet man sie sonst sehr einfältig und dumm. Es ist doch in der That eine betrübte Erscheinung, daß die ehrlichsten und treusten Leute in der Welt gemeiniglich viel Einfalt an sich blicken lassen; und hinge-

hingegen die klügſten Köpfe ſo ſehr zur Falſchheit und Untreue geneigt zu ſeyn pflegen. Warum muß denn ein durchdringender Verſtand und ein redliches Herz ſo ſelten in einer Seele beyſammen angetroffen werden? Ich bedaure dieſen Verfall des menſchlichen Geſchlechts. Allein, wenn alle Kieſelſteine Diamanten wären; hätten dieſe alsdenn wohl einen ſo hohen Werth? Was halten Sie von dieſem Gleichniſſe? Sollte es wohl recht paſſend ſeyn? Nun! das mögen die Herren Philoſophen auswickeln. Meine Verſtandsoffizin iſt mir zu lieb, als daß ich bey dieſer Gelegenheit alle kleine Schubfächergen herumſtören ſollte, eine Subtilität ausfündig zu machen? Was würden meine rothen Wilden dazu ſagen, wenn ich zu demonſtriren anfangen wollte? Nein! ihr guten einfältigen Seelen! ich lache nicht über eure natürliche Einfalt. Ihr ſeyd dafür deſto ehrlichere Leute; und man kann ſich auf eure Treue verlaſſen. Es mag zwar wohl auch manchen treuloſen Schelm unter euch geben; denn man findet dergleichen unter allen Nationen: allein wie manche Judas-

christen werden durch euch an jenem allgemeinen Gerichtstage beschämt werden! Besonders diejenigen: welche über solche mitleidenswürdige ein allzustrenges Urtheil, ohne auf sich selbst hierbey zurück zu denken, zu fällen sich nicht entbrechen. Aber, spricht man, sind denn Götzendiener nicht verflucht? Ich bitte um Vergebung! Verschonen Sie meine Wilden mit diesem Schimpfnahmen! Sie haben weder Götzen noch Priester; sie sind auch nicht etwa offenbare Hurer und Ehebrecher. Ob sie sich gleich ihre Weiber ohne Cerimonien nehmen; so darf doch kein Mann mehr, als eine Frau haben. In ihrem Ehestande sind sie sehr eifersüchtig, und ein öffentlicher Ehebruch wird mit der schmähligsten Todesstrafe belegt. Man kann ihn nicht etwa, wie bey gesitteten und christlichen Völkern, mit Gelde wieder gut machen; sondern so gar die nächsten Blutsfreunde des Verbrechers müssen sich zu Henkern gebrauchen lassen, und die gesetzte Strafe an demselben vollziehen. Ich verschone das ehrwürdige Publikum mit einer Beschreibung davon, weil ich sie entweder verstümmeln, oder

die

die Ehrbarkeit beleidigen müßte. Kluge Leute können nunmehr das übrige errathen. Und wenn sie auch nicht alles gerade treffen; so werden sie wohl dabey nicht eben viel verlieren. Es ist etwas hart, ich gestehe es, den Ehebruch auf eine so grausame Weise zu bestrafen; allein ich vermuthe nicht ohne Grund, daß auch Gott einmahl um dieser Ursache willen weniger Hurer und Ehebrecher von diesen Wilden, als von den Christen, zu richten haben werde. Jener Tag wird es offenbar machen, ob ich recht gehabt habe. Fast verfalle ich hier zu sehr in das Ernsthafte; und ich werde mir bey manchen Lesern den Vorwurf zuwege bringen, daß ich gar geprediget hätte. Ist es denn also um einiger Witzlinge willen niemahls erlaubt, auch einen ernsthaften Gedanken zu äussern, wenn er gleichsam ungesucht herbeykommt? Und den Augenblick gerathe ich in ein noch weit tieferes Nachdenken; und das über den sonderbaren Umstand, daß diese rothen Menschen gar keine Neigung zum Christenthume bezeigen. So viel mir wissend ist; so sind zur Zeit keine Exempel bekannt, daß einige von

ihnen

ihnen jemahls Christen geworden wären. Die Sache ist mir zu hoch gegeben, als daß ich in derselben ein Urtheil fällen sollte; allein eine Vermuthung darf ich doch wohl wagen. Könnte nicht Gott vielleicht beschlossen haben, manche gute einfältige Seelen unter den heydnischen Völkern auch noch durch ganz besondre Wege zu seiner Gnade und ihrem Heil zu leiten? Er ist ja ein Heyland aller Menschen; vornehmlich aber der Gläubigen. Diese Worte sind kein Einfall von mir; sondern sie stehen in der Bibel. — Hier stocket meine Feder; ich lege sie aus der Hand, und schweige; und es ist mir jetzt nicht möglich, ein Wort weiter zu schreiben, als die Versicherung, daß ich immerfort unverändert der Ihrige seyn will.

Zwanzigster Brief.

W. noch immer im Febr. 1772.

Ich nehme die Feder wieder; aber nicht in der Absicht, Ihnen dießmahl die Fortsetzung zu liefern. Noch immer in das tiefste Nachdenken über die rothen Indianen versenkt, hebe ich vor der Beschreibung der Negersclaven zurück, die ich Ihnen eigentlich der Ordnung nach in diesem Briefe hätte machen sollen. Ich müßte dabey nothwendig auf meine vorige Materie zurückfallen, über welcher ich doch schon einmahl die Feder aus der Hand gelegt habe. Sie sollen deswegen nichts von meinen gesammelten Nachrichten einbüssen; gedulden Sie sich nur bis auf den Anfang des **dritten Stücks**. Der Verleger hat mich schon mehr als einmahl um die Vollendung des zweyten gemahnt, um noch vor der Ostermesse mit dem Abdrucke desto beqvemer fertig werden zu können. Ich erkenne die Billigkeit dieser Forderung; und es ist meine Schuldigkeit, Ihm seine Bitte zu willfahren. Wenn ich mich aber einmahl mit diesem schwarzen

Men-

Menſchengeſchlechte abgegeben hätte; ſo möchte ich nicht ſo geſchwind wieder von demſelben haben wegkommen können, indem ich in dieſem Puncte reichlich mit Vorrath verſehen bin. Und überdieſes iſt das gerade der letzte Brief des gegenwärtigen Stücks; und ich wollte doch nicht gerne das von einander trennen, was zuſammen gehört. Uiberhaupt muß es Ihnen jetzt weit leichter ſeyn, ſich von mir zur Geduld verweiſen zu laſſen, weil Sie doch nunmehr die Geſchichte des Herrn Hauptmanns Cl. der Hauptſache nach ſo ziemlich überſehen können. Allein das beſte iſt ſicher noch zurück. Ich ſage das nicht etwa aus einer eigennützigen Abſicht, um dieſen Nachrichten deſto mehr Käufer zu verſchaffen; ſondern Ihrem Verlangen nach denſelben ſchon im Voraus einige Nahrung zu geben. Künftig wird Herr Cl. erſt recht als der wahre Joſeph ſeiner Familie auftreten; und ſich in einer liebenswürdigen Geſtalt unſern Augen darſtellen. Alsdenn wird der Ehrennahme, den man Ihm auf dem Tittelblatte beygeleget hat, zur Genüge gerechtfertiget ſeyn. Doch, ehe ich

jetzt

jetzt auf eine kurze Zeit von Ihnen Abschied nehme; so muß ich zuvor noch eine kleine Gewissensfrage an Sie thun. Ich habe nemlich in den ersten Bogen unsers Briefwechsels einige Ausdrücke verändert gefunden. Schreiben sich diese Veränderungen von Ihnen, oder von einer unbekannten Hand her? Fast sollte ich das letzte vermuthen. Nun muß ich zwar gestehen, daß ich mit einigen solchen Verbesserungen nicht ganz unzufrieden bin, weil dadurch manche verfängliche Stellen in etwas gemildert worden sind. Sed transeant hæc cum ceteris erroribus. Ich habe alle Mäßigung nöthig gehabt, hier bey kalten Blute zu bleiben; und vermuthlich werde ich diese Kaltblütigkeit bey meiner gegenwärtigen Autorschaft noch ferner nöthig haben. Sie thun wohl, wenn Sie dieselbe jederzeit von demjenigen erwarten, der sich ohne Aufhören

nennt ꝛc.

Des

Zuverläßigen

Briefwechſels

über die

merkwürdige Geſchichte

eines

Sächſiſchen Amerikaners

aus

Döbeln.

Drittes Stück.

21 — 30ſter Brief.

Amſterdam 1772.

Vorbericht.

Es ist Autorpflicht, ein angefangenes Werk nicht unvollendet liegen zu lassen. Das Publikum würde es mit Recht als eine Beleidigung ansehen können, wenn man Ihm den Anfang einer Geschichte vor Augen legte, und das Ende derselben schuldig bliebe. Lieber die Feder niemahls angesetzt, als mitten im Schreiben aufgehört. Kein so ungewissenhafter Schriftsteller bin ich nicht, daß ich etwas versprechen sollte, was ich hernach nicht zu halten im Stande wäre. Ich besitze so gar so viel Eigenliebe, daß ich mir einbilde, die Fortsetzung des gegenwärtigen Briefwechsels werde recht begierig erwartet. Es kann wohl seyn, daß ich mich irre; aber man lasse mich immer in diesem süssen Irrthume.

Zum wenigſten hat er ſo viel Einfluß in meine rechte Hand, daß ſie nicht müde wird; und ohne dieſelbe würde kein Menſch eine Silbe von demjenigen erfahren haben, was doch gleichwohl durch ihre Geſchäftigkeit vielen bekannt worden iſt. Allen meinen Leſern traue ich ſo viel Verſtand zu, daß ſie es recht eigentlich merken, daß ich jetzt keine andre Abſicht gehabt habe, als nur eine kleine Vorrede zur Welt zu bringen, ohne mich darum zu bekümmern, ob es auch nöthig wäre, eine zu ſchreiben. Genug, daß es ſo Mode iſt; und die Mode muß man mitmachen, wenn es auch noch ſo lächerlich heraus käme, woferne man nicht Herzhaftigkeit genung beſitzt, ſich von den Klugen der Erde für einen Pinſel halten zu laſſen. Geſchrieben aus meiner Dachshöhle, 1772. zwiſchen Oſtern und Pfingſten.

Ein

Ein und zwanzigster Brief.

W. zu Anfange des März. 1772.

Heute bin ich nicht wenig erschrocken, als ich die zuverläßige Nachricht erhielt, daß Herr Hauptmann El von seiner Reise nach Leipzig für dießmahl nicht wieder in seine Vaterstadt zurückkehren werde. Meine getreuen Mithelfer können mir nun nicht mehr aus seinem eigenen Munde Materialien zur Fortsetzung seiner Geschichte überliefern, wie ich wohl wünschte. Es würde in der That mißlich um mich aussehen, wenn ich nicht nach Art der fleißigen Ameisen einen guten Vorrath auf den Winter eingetragen hätte. Unterdessen wäre es mir doch lieber gewesen, wenn Er noch einige Zeit länger in Döbeln geblieben, um noch nähere Erkundigung von diesem und jenem Umstande einholen lassen zu können. Was ist zu machen? Nun hilft kein Wimmern; denn er ist einmahl fort. Das haben sich wohl die wenigsten vorgestellet, daß es so plötzlich geschehen würde. Er hatte alles darauf ange-

legt, als ob Sein Aufenthalt noch einige Monate dauern sollte. Selbst Seine nächsten Freunde haben diesen schnellen Abzug nicht vermuthet, wenigstens keine Gewißheit davon gehabt, wenn sie auch diese und jene Ahndung bekommen haben könnten. Das ist gewiß ein sehr listiger und kluger Streich, den Er auf diese Weise gespielt hat! Wer einige Bekanntschaft um Seine gegenwärtigen Umstände gehabt, und die Beschaffenheit der ietzigen bedenklichen Zeiten zu Rathe zieht, der wird Ihn wegen Seiner verdeckten Abreise aus Döbeln und Sachsen keinesweges tadeln, sondern vielmehr loben müssen. Vielleicht sage ich Ihnen künftig bey Gelegenheit meine Gedanken über diesen Punct noch ausführlicher. So geheim übrigens sein gänzlicher Abzug gewesen ist; so wenig hat doch dieser Amerikaner den Europäischen Wohlstand dabey aus den Augen gesetzt, sondern bey allen Personen, wo es die Höflichkeit und Freundschaft erforderte, von Leipzig aus schriftlich Abschied genommen. Wenn Sie also, mein liebster F**, das Wunder der Döbelschen Welt nicht letzthin in L. gesehen

sehen und gesprochen haben; so können Sie Sich nunmehr die Lust vergehen lassen. Er hat zwar nicht alle Hoffnung aufgegeben, Sein Vaterland wieder zu sehen; es möchte aber wohl noch eine geraume Zeit verstreichen, ehe dieses Verlangen zum zweytenmahle befriediget werden könnte. So viel ich weis, befindet Er Sich gegenwärtig, (indem ich dieses schreibe,) in Amsterdam gesund, und wird dem Vorgeben nach, vor dem Monate May nicht nach Surinam zu Schiffe gehen. Sein jüngster Bruder, und Seiner verstorbenen Schwester Tochter Mann, welcher nunmehr die Stelle eines leiblichen Bruders vertritt, haben Ihn bis nach Amsterdam begleitet, und sind auch bereits in allem Wohlseyn bey den Ihrigen in Döbeln und Freyberg wieder eingetroffen. Ich habe es für meine Schuldigkeit gehalten, Ihnen von diesem unvermutheten Vorfalle vor allen Dingen Nachricht geben zu müssen, ehe ich etwas von der Fortsetzung der angefangnen Geschichte wieder überschickte, damit Sie jedermann von Ihren Bekannten mit Wahrheit berichten können: denn vermuthlich

wird es bey dieſer geſchwinden Abreiſe an mancherley Lügen ſo wenig fehlen, wie bey der Ankunft. Ich bin ꝛc.

Zwey und zwanzigſter Brief.

(Zur Fortſetzung des 19ten.)

W. im Merz 1772.

Noch bin ich Ihnen einen zuverläßigen Bericht von den Negern, oder ſchwarzen Sklaven ſchuldig; und hier iſt die Erfüllung meines gethanen Verſprechens. Alle Plantagenarbeit wird in Suriname durch leibeigene Leute verrichtet, welche aus Afrika zum Verkaufe gebracht werden, und insgeſamt Mohren ſind. Von Religion wird man bey ihnen nichts gewahr; zum wenigſten halten ſie keine gottesdienſtlichen Zuſammenkünfte; und man ſieht ſie auch niemahls, weder des Morgens, noch des Abends beten. Unterdeſſen erkennen ſie ein oberes Weſen, das die Welt gemacht hat; ſie glauben eine göttliche Vorſehung, unter welcher alle Dinge ſtehen; und haben eine natürliche

türliche Empfindung von Recht und Unrecht. Sie wissen es sehr gut zu verstehen zu geben, wenn sie nach ihren Gedanken unschuldiger Weise gezüchtiget werden, daß dieses GOtt nicht haben wolle. Sie leiden aber auch die allerhärteste Strafe ohne Widersetzung, wenn sie sich für schuldig halten. Das ist gewiß für Leute, die ohne Unterricht aufwachsen, genung, und giebt einen Beweiß zur Widerlegung derer ab, die uns die wilden heidnischen Nationen lieber noch tümmer, als das unvernünftige Vieh, abbilden möchten. Ob sie gleich, so lange sie Sklaven bleiben, keine Christen werden können; so ist es ihnen doch keinesweges verboten, in die christlichen Kirchen zu kommen, und daselbst zuzuhören. Und weil sie unter Christen wohnen; so kann man allerdings vermuthen, daß wenigstens diejenigen, welche zu häuslichen Verrichtungen gebraucht, oder von Jugend auf bey christlichen Herrschaften erzogen werden, mehr Gelegenheit, als ihre übrigen Landsleute, haben müssen, in der natürlichen Erkenntniß Gottes zu wachsen. Herr Hauptmann El. hat allein in seinem

Hauſe 36. Neger, Große und Kleine, zu ſeiner Bedienung. Schlüßen Sie hieraus auf die große Anzahl, welche täglich mit Chriſten umgeht, und viel Gutes von denſelben lernen kann. Es fehlt ihnen keinesweges am Verſtande, und ſie ſind von einer muntern Gemüthsart. Allein das iſt auch die Urſache, daß ſie wegen ihres Seelenzuſtandes, und um die Zukunft gänzlich unbekümmert ſind. Eine andere Beſchaffenheit hingegen hat es mit den freygelaſſenen Negern. Dieſe können alle Chriſten werden, wenn ſie nämlich wollen; es muß aber nicht ſchlechterdings ſeyn, ſondern ſie behalten ihre natürliche Freyheit. Und das iſt auch recht und billig. Denn welcher Menſch will mir doch befehlen, auf welche Weiſe ich Gott erkennen und verehren müſſe? Das iſt eine Sache, die man ſchlechterdings meiner eignen Willkühr zu überlaſſen hat. Und mich deswegen zum Lande hinauszujagen, weil ich nicht glauben will, was die andern glauben; das heiſt die natürlichen Rechte der Menſchheit verletzen. Wer biſt du, daß du einen fremden Knecht

richteſt?

richteſt?— Er ſteht, oder fällt ſeinem Herrn. Das haben die Chriſten ſehr oft aus der Acht gelaſſen, und ſie ſcheinen vergeſſen zu haben, daß Gott in Anſehung der Fremdlinge, welche unter den Juden im gelobten Lande wohnten, ganz beſondre Geſetze gegeben hatte, welche jenen ihre völlige Gewiſſensfreyheit lieſſen. Die Chriſten ſind doch aber nicht Gottes Volk mehr oder weniger, als die Juden, daß ſie größre Gewalt über die Gewiſſen bekommen haben ſollten. Bald werde ich bey Ihnen, mein beſter F** in den Verdacht kommen, daß ich auch Einer von den beliebten Toleranzpredigern nach der Mode ſeyn müſſe. Wenn das nur kein Schimpfwort iſt; ſo will ich mir dieſen Ehrentittel endlich gerne gefallen laſſen. Es kömmt mir aber immer vor, als wenn man es mit Pietiſt in eine Klaſſe ſetzen wollte; und das war ja, ſo viel ich weiß, in den vorigen Zeiten ein Schimpfname. Er ſey es! Aus aufrichtiger Menſchenliebe zu den armen Negern, kann ich mir denſelben ſchon zur Ehre rechnen. Ob man den Freygelaßnen von ihnen gleich nicht zumuthet,

muthet, die christliche Religion anzunehmen; so giebt es dennoch in Paramaribo christliche Neger, welche daselbst bürgerliche Handthierung treiben. Man findet z. E. Zimmerleute, Mäurer, und dergleichen. Uiberhaupt muß ich Ihnen sagen, daß diese Schwarzen große Geschicklichkeit besitzen, und sie können vortrefliche Arbeit machen, wenn sie Lust haben. In der Nätherey z. E. ist das Weibsvolk Meister. Lassen Sie Sich von einem schwarzen Mädchen ein paar Manchetten nähen; und ich bin versichert, sie werden von unsern Schönen allgemein bewundert werden, weil hier der Neid in die Beurtheilung keinen Einfluß haben kann. Denn das schwarze Gesichtchen macht in Europa doch keine Eroberung. Ich könnte Ihnen hier eine Beschreibung von den Heirathen der Neger machen; ich will mir aber eine kleine Nachsicht bis zu meinem künftigen Briefe ausbitten. Sie sind nunmehr schon darauf eingerichtet, mir Aufschub zu geben, und meine Leser desgleichen. Also — das übrige versteht sich von selbst. ꝛc.

Drey und zwanzigster Brief.

(Zur Antwort auf den vorigen.)

P. im März 1772.

Mein lieber G * * in Ihrem jüngsten Briefe sind Sie über einen Umstand hingewischt, über den ich noch gerne Ihre Gedanken weiter wissen möchte. Sie haben zwar bey der Beschreibung der Indianen schon einiger maßen Ihre Meynung darüber geäussert; allein Sie legten auch plötzlich die Feder aus der Hand, und brachen auf einmahl davon ab. Darf ich Sie wohl wieder auf eine Materie bringen, vor der Sie, wie Sie sich damahls ausdrückten, schon ehedem zurück gebebt sind? Ich wage es, in der Hoffnung, daß Sie sich seit der Zeit von Ihrem tiefen Nachdenken völlig erholt, und eines bessern besonnen haben. Sie wollten damahls nicht recht mit der Sprache heraus; und ich sehe nicht, aus welchem Grunde Sie in dieser Sache so sehr zurückhaltend sind. Ich erwartete von Ihnen

eine

eine Vertheidigung der Holländer, daß sie ihre Sklaven nicht zum christlichen Glauben bringen; aber ich habe mich in meiner Erwartung betrogen. Sollte man es ihnen mit Recht zu einer grossen Sünde machen können, daß sie die Neger in ihrer natürlichen Unwissenheit lassen? Würde GOtt nicht Anstalten zu treffen wissen, wenn er haben wollte, daß diese Heiden Christen werden sollten? Sind nicht diese schwarzen Menschen eben so gut seine Geschöpfe, wie die Weißen? Wer verdenkt es aber einem Fürsten, wenn er sich aus seinen Unterthanen eine Leibwache herauszieht, und diese mit besondern Vorzügen begnadiget? Bleiben deswegen die andern nicht auch seine lieben Söhne, woferne sie in ihrem angewiesenen Posten treu sind? Kurz: GOtt muß seine weisen Ursachen haben, warum er so viel Heiden das Evangelium nicht antragen läßt. Meiner wenigen Einsicht nach, kann der Eigennutz ihrer Herren nicht der zureichende Grund dazu seyn. Warum müßten denn eben die armen Neger das unschuldige Schlachtopfer des Eigennutzes werden? das würde GOtt nimmer-

nimmermehr gestatten, wenn es seinen Absichten zuwider wäre. Und eben so wenig kann ich mich überreden, daß die Leibeigenschaft eine dem höchsten Wesen so schlechterdings mißfällige Sache seyn sollte. Nichts, als ein unmenschliches Betragen gegen die Sklaven ist ihm verhaßt; und hat seine gerechte Ahndung zu erwarten. Würde wohl GOtt sonst in den Tagen des Alten Testaments seinen Lieblingen, den frommen Patriarchen, leibeigne Knechte und Mägde erlaubet haben? Und wäre die Leibeigenschaft der christlichen Religion entgegen, so hätten die Apostel die ersten Christen, die sich in derselben befanden, gewiß nicht ermahnt, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch sogar den wunderlichen Herren treu zu bleiben. Ist man denn nun berechtiget, den Holländern, und andern christlichen Nationen, welche den Sklavenstand in der neuen Welt eingeführt haben, darüber harte Vorwürfe zu machen, und ihnen besonders dieses zur grossen Sünde anzurechnen, daß sie ihre Neger bey ihrer natürlichen Gewissensfreyheit lassen? Ich kann dazu überall

keinen

keinen Grund finden, woferne ſie nur nicht gegen ihre Sklaven die chriſtliche Billigkeit aus den Augen ſetzen. Das mag aber freylich ſehr oft geſchehen. Thun das aber nicht auch viele chriſtliche Herrſchaften gegen ihre eignen Glaubensgenoßen? Ehe man alſo ein Recht hat, über die Splitter der andern zu richten; ſo muß man zuvor die eignen Balken aus dem Wege geräumet haben. Was ſagen Sie zu meinen Gedanken? Ihrem Urtheile ſehe ich begierig entgegen, und verbleibe ꝛc.

Vier und zwanzigſter Brief.

(Zur Fortſetzung des 22ſten.)

W. im März 1772.

Ich unterſchreibe Ihre Gedanken, die Sie in Ihrem letzten Briefe gegen mich geäuſſert haben mit willigen Herzen; mehr verlangen Sie nicht von mir. Ihre Ausforderung ſchlage ich gänzlich ab; bey ſolchen bedenklichen Materien bleibe ich lieber in Ruhe: doch ſchicken Sie ſich in einen freundſchaftlichen Briefwechſel eher, als auf die Kanzel. Laſſen Sie Sich dafür von mir etwas anders erzählen. Sie wiſſen noch nichts von dem Eheſtande der Neger: und da werden Sie mancherley ſonderbare Dinge zu hören haben. In Surinname halten die Schwarzen nicht ſo ſtreng über die eheliche Treue, wie die rothen Indianer. Man wird unter den Negern wenig oder gar keine Eheleute finden, die Zeitlebens bey einander blieben, und wo keins dem andern offenbar untreu würde. Uber dieſe eheliche Untreue

entſteht zwar anfangs ſehr viel Eiferſucht; aber zuletzt wird es Gewohnheit. Denn ſo, wie es wenig oder gar keine ſchwarzen Mannsperſonen giebt, welche nicht mehr als eine Frau haben ſollten: eben ſo glauben die Weiber faſt alle berechtiget zu ſeyn, ſich dadurch dafür rächen zu dürfen, daß ſie ſich zu mehr, als einem Manne halten. Geſetzt nun, ein Neger hat mehr, als eine Frau, und dieſe Weiber gehören auch alle nur einem Herrn; ſo ſind dieſelben dennoch nicht alle in ihres Mannes Wohnung: ſondern eine jede Frau hält ſich entweder bey ihren Eltern, oder bey einer andern Familie auf. Die Neger wohnen nämlich Familienweiſe beyſammen; und nachdem eine Familie ſtark oder ſchwach iſt, nachdem ſind ihrer auch mehr oder weniger in einem Zimmer. Uiber dieſen Umſtand muß ich mich noch etwas näher gegen Sie erklären, wenn Sie alles vollkommen verſtehen ſollen. Vielleicht wundern Sie Sich, wo hier die Familien herkommen, da doch alles in Anſehung des Eheſtandes ſo bunt durch einander geht. Allein eine jede Mutter behält ihre Kinder alle

bey

bey ſich, und ohne beyderſeitige Einwilligung darf weder eine Mutter ohne ihre Kinder, noch ein Kind ohne ſeine Mutter verkauft werden. Uiber dieſe Verordnung wird von der weltlichen Regierung ſehr genau gehalten, und es pflegt niemahls dagegen gehandelt zu werden. Man darf ſich auch nicht etwa einbilden, als ob die Väter für ihre Kinder keine Sorge trügen, ſondern ſie bekümmern ſich ſehr viel um dieſelben. In Suriname wenigſtens, wenn es auch gleich in Afrika anders zu ſeyn pflegt, haben die Schwarzen, und zumahl die Mütter, auſſerordentliche groſſe Liebe für ihre Kinder, und die zu ihren Eltern. Und da jeder Mann bey ſeinem Hausweſen der weiblichen Hülfe nicht entbehren kann; ſo hält er ſich ganz natürlich zu ſeiner Frau und ihren Kindern, wenn dieſe nämlich alle zuſammen einem Herrn zugehören. So war z. E. der Mohr, welchen Herr El. bey ſich führte ein Bruder von 11. Geſchwiſtern. Und auf dieſe Weiſe müſſen nothwendig Familien entſtehen. Etwas anders iſt es hingegen, wenn die Weiber eines Sklaven ſich auf der Plantage eines

andern Eigners befinden, denn da die Kinder demjenigen Herrn bleiben, dem die Mutter ist; so kann sich der Vater freilich nicht bey seiner Familie aufhalten, da dieselbe nicht mit ihm unter einem Herrn steht. Er muß sich alsdenn schlechterdings zu einer Negerfamilie seines Herrn halten. Der Vater hat auch nicht das Recht, seinen Kindern den Namen zu geben; sondern das thut die Herrschaft, und in Abwesenheit derselben der Directeur der Plantage. Eine jede Mutter stillt ihr Kind selbst; denn dazu sind sie nicht vornehm genug, sich eine Amme zu halten. Sie folgen der Stimme der Natur, und der weisen Ordnung des Schöpfers. „Mit dieser Moral können Sie nur auf ihrer Studierstube bleiben, Mein Herr: wir werden es uns nicht von ihnen vorschreiben lassen, wie wir unsere Kinder aufziehen sollen.„ Gut, Madame! hätten Sie mir das erst gesagt, so würde ich die vorige Anmerkung, die Ihr schönes Blut in Wallung gebracht hat, nicht hingeschrieben haben. Aber nun kann ich diese Worte unmöglich wieder ausstreichen.

chen. Es kostet mich eben so viel Uiberwindung, als Sie, wenn Sie Ihren kleinen Sohn selbst hätten säugen sollen. Ich werde mich aber sorgfältig hüten, Ihren Unwillen nicht weiter gegen mich zu erregen. Tödten Sie mich immer nicht mit Ihren zornigen Blicken! Zu Ihrem niedlichen Gesichte stehen sie Ihnen sehr übel. Doch ich kann mich nicht länger bey Ihnen verweilen; ich muß wieder zu meiner Negerinn zurück kehren, die ihr Kind nicht nur aus ihrer Brust ernährt, sondern auch noch das erste halbe Jahr beständig unter der Arbeit bey sich hat. Ich brächte hier gerne nach meiner Mode abermahl eine nützliche Moral an; allein ich fürchte mich vor der erzürnten Dame, denke an den derben Verweiß und mein gegebenes Ehrenwort, und lasse meinen Sittenspruch auf den Herzen ersterben. Es kommt auf böse 26. Wochen an; so hat die schwarze Mutter die meiste Beschwerlichkeit in Ansehung der Verpflegung ihres kleinen Säuglings überstanden. Denn so bald das Kind ein halbes Jahr alt ist; so bleibt es bey einer alten Wärtherinn zu

Hauſe, welche dazu beſtellt iſt, für dieſe kleinen Kinder Sorge zu tragen, ihnen Speiſe und Trank zu bereiten, und zu geſetzter Zeit darzureichen. Nunmehr wiſſen Sie, wie ſich das Negergeſchlecht in Suriname fortzupflanzen pflegt. Uiber die Art, wie es geſchieht, hätte ich wohl Luſt, Ihnen meine Meinung zu ſagen; allein dazu beſtimme ich den folgenden Brief. Ich bin ꝛc.

Fünf und zwanzigſter Brief.

(Zur Fortſetzung des vorigen.)

W. zu Ende des März. 1772.

Meinem Verſprechen gemäß erhalten Sie hiermit meine Gedanken über die Art, wie ſich die Sklaven in Suriname fortzupflanzen pflegen. Wer das Negervolk in dieſem Stücke nach chriſtlichen Geſetzen und Gebräuchen beurtheilen will, der wird es nothwendig ein ehebrecheriſches Menſchengeſchlecht ſchelten. Iſt man aber dieſes zu thun befugt? Eine Nation nach der Bibel zu beurtheilen, welche

die

die Bibel niemahls empfangen hat, das scheint mir nicht anders herauszukommen, als wenn ich einem Chineser zumuthen wollte, sich nach Sächsischen Verordnungen richten zu lassen. Er muß zuvor an die Sachsen übergehen, ehe man ihn an die Gebräuche derselben binden kann. Mich deucht, das ist höchstvernünftig. Aus welchem Grunde kann man nun wohl über die Surinamischen Neger ein Urtheil der Verdammniß aussprechen, daß sie sich nicht nach den Ehegesetzen der Christen richten? Ich glaube, es läßt sich sehr viel zu ihrer Entschuldigung vorbringen. Was unter freyen und christlichen Nationen ein sehr großes Verbrechen seyn würde, das ist es deswegen nicht gleich unter heidnischen Sklaven. Idem non est semper idem. Was macht den Ehebruch unter den Christen zu einer so großen Sünde? Nicht nur das göttliche Verbot, sondern auch der Nachtheil, welcher dadurch dem gemeinen Wesen zugezogen wird, daß die unrechtmäßig erzeugten Kinder aus Furcht der Strafe gemeiniglich auf das elendeste erzogen werden müssen. Soll es unter christlichen Völkern

um den Unterhalt und die Erziehung eines jeden Kindes gut stehen; so muß der Vater deſſelben gewiß ſeyn. Wie wollte eine Mutter ſich und ihre Kinder gehörig ernähren und erziehen, wenn nicht zugleich der Vater die Sorge über ſich nähme? Wie kann er ſie aber auf eine gute Weiſe über ſich nehmen, wenn er nicht weis, ob er auch Vater zu dieſen Kindern ſey. Oder wenn er es auch zuverläßig weis, ſich doch ſolches nicht öffentlich merken laſſen darf, wofern er ſich nicht den nachdrücklichſten Strafen ausgeſetzt ſehen will? Bey den Negern fallen alle dieſe Bedenklichkeiten hinweg. Denn einmahl wiſſen ſie nichts von einem göttlichen Verbote; und um den Unterhalt und die Erziehung braucht ſich der Vater ganz und gar nicht zu bekümmern. Das iſt die Sache der Herren, welchen die Kinder zugehören. Ein Sklavenkind wird weder beſſer noch ſchlechter erzogen, man mag den wahren Vater deſſelben kennen oder nicht. Das iſt aber unter ſolchen Völkern etwas ganz anders, wo es ausdrücklich durch Geſetze vorgeſchrieben iſt, daß ein jeder Mann nur eine

Frau,

Frau, und eine jede Frau nur einen Mann haben soll? Wer alles dieses in eine genaue Uiberlegung ziehen will, der wird über die Neger in diesem Punete gewiß ein gelinderes Urtheil fällen, als die meisten sonst zu fällen gewohnt sind. Ich dringe aber niemanden meine Meynung auf; ich habe hier blos dasjenige anführen wollen, was sich nach meiner wenigen Einsicht zur Entschuldigung der Neger sagen läßt? Wie steht es dabey um Ihren Beyfall? Kann ich mir denselben versprechen? Fast sollte ich das Gegentheil vermuthen, so sehr wir auch sonst in unsern Meynungen zusammen stimmen. Allein ich muß Ihnen nun wieder mit etwas Neuen aufwarten, welches mehr nach ihrem Geschmacke seyn wird. Sie sollen nämlich durch meine Vermittelung eine gewisse Sorte Menschen kennen lernen, welche Mulatten genennet werden. Es ist nicht etwa eine besondre Nation, nein; sondern ein Mittelding zwischen einem Schwarzen und Weißen, ein Mensch, der einen weißen Vater, und eine schwarze Mutter hat. Ein solches Kind verräth seinen Vater gleich, so bald es

auf die Welt kommt. Man hält die Mulatten werth, weil es sehr nutzbare Sklaven werden; oft wird aber auch ein solches Kind seinem Vater von dem Eigner zum Geschenke überlassen. Wenn z. E. der Directeur einer Plantage zu einem Mulatten Vater ist; so schenkt ihm sein Herr dieses Kind in keiner Absicht, als ihn dadurch in seinem Dienste desto treuer zu machen. Das ist denn für dergleichen Kinder ein sehr günstiger Umstand. Ihre Väter, die Europäer, haben für dieselben gemeiniglich so viel Liebe, daß sie darauf bedacht sind, sie dem Sklavenstande zu entziehen. Und dieses geschieht dadurch, daß sie diese Kinder taufen lassen. Allein diese Taufe kommt dem Vater sehr hoch zu stehen. Kein Mulatte darf von einem Prediger getauft werden, wenn nicht zuvor ein schriftlicher Beweis vorgezeiget wird, daß man 1200. holländische Gulden Caution geleistet habe. Diese Fürsorge ist deswegen nöthig, weil es in Paramaribo keine Bettler giebt. Alle Personen, welche ihr Brod nicht weiter verdienen können, und sich in armseligen Umständen befinden, werden in der sogenannten

nannten Diaconie verpflegt. An einer solchen vortreflichen Anstalt in Ansehung der Armenpflege fehlt es unserm christlichen Europa noch. Das Bettelwesen ist für den Staat, zumahl in solchen Zeiten, wie die gegenwärtigen sind, eine fast unerträgliche Last. In Suriname weiß man von allen diesen Beschwerlichkeiten nichts. Man würde aber seine Absicht nimmermehr so glücklich erreichet haben, wenn man nicht dafür Sorge getragen hätte, daß kein Sklave freygelassen werden könnte, woferne nicht wegen der vorhin erwähnten Summe genugsame Sicherheit vorhanden ist, auf den Fall nämlich, wenn ein solcher Mensch wider Vermuthen in so dürftige Umstände gerathen sollte, daß er sich seinen Unterhalt zu verschaffen nicht vermögend wäre. Was ich Ihnen hier von den Mulatten erzählet habe, das ist Ihnen wohl ganz unerwartet gekommen. Wundern Sie Sich nicht darüber, daß sich die Europäer nach dem schwarzen Fleische der Sklavinnen gelüsten lassen? Ich lobe mir das weisse Frauenzimmer in Suriname; das ist doch in diesem Puncte weit edler. Denn man will

daselbst

daſelbſt niemahls ein Exempel erlebt haben, daß ein Kind geboren worden wäre, welches eine weiße Mutter und einen ſchwarzen Vater gehabt hätte. Und ſollte es ja geſchehen, daß einmahl eine Europäerinn ein Kind zur Welt brächte, welches einem Mulatten ähnlich ſähe; ſo würde das ſchlechterdings dahin ausgelegt werden, daß ſich dieſe Frau an einem Mohren verſehen hätte. Das heißt doch gewiß in recht eigentlichem Verſtande, alles zum Beſten kehren. Ich muß es bekennen, daß ich bisher auſſerordentlich ausgeſchweift, und über dieſen Ausſchweifungen die Geſchichte unſers Landsmanns beynahe ganz aus der Acht gelaſſen habe. Wenn es damit genug iſt, daß ich ſo wohl bey Ihnen als auch bey allen meinen Leſern deswegen um Verzeihung bitte: ſo geſchieht es jetzt von ganzem Herzen. Ich will meinen Fehler in der Folge gewiß wieder gut zu machen ſuchen; und der nächſte Brief ſoll ein Beweis von meiner biographiſchen Beſſerung ſeyn. ꝛc.

Sechs und zwanzigster Brief.

(Zur Fortsetzung.)

W. den ersten April 1774.

Es ist zwar heute, da ich dieses schreibe, ein sehr gefährlicher Tag; allein ich verpfände den ganzen ehrlichen Namen eines Geschichtschreibers, daß ich meinen Lesern nicht etwa ein Mährchen vom 1sten Aprille zu liefern im Sinne habe. Lauter Wahrheiten sollen es seyn, die dem Herrn Hauptmann El. bey allen Edelgesinnten die gröste Ehre machen müssen. Ihnen mein lieber F**, wird es noch in frischem Andenken seyn, was ich Ihnen schon ehedem von dem jährlichen Gehalte Seines alten Vaters gesagt, daß Er demselben seit 1763. auf 320. holländische Gulden festgesetzt habe. Das werden Sie aber, so viel ich mich besinne, noch nicht von mir wissen, daß Er auch jedweden von Seinen Geschwistern zu verschiednenmahlen 100. Gulden überschickt. Doch das war nur ein kleiner Anfang, welcher zu größern Summen Hoffnung machte. So viel konnte

man

man unterdessen nach aller Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß der Clemenschen Familie ein grosses Glück in Suriname von Gott zubereitet werde. Allein die göttliche Weisheit hielt es für dienlich, sich zur Ausführung ihres grossen Werks die gehörige Zeit zu nehmen. Es erfolgte immer eine günstige Aussicht auf die andere, ehe die würkliche Hülfsstunde erschien, welche die Familie des Herrn Cl. aus ihren bedrängten Umständen völlig herausreissen sollte. Zu diesen glücklichen Aussichten ist vornehmlich zu rechnen, daß Er von den drey Söhnen Seines zweyten Bruders vor einigen Jahren nicht allein den Jüngsten, der Sein Pathe ist, zu sich verlangte, sondern auch bald darauf den Aeltesten, der dazu besondre Lust bezeigte nachkommen ließ. Unter tausend Segenswünschen und väterlichen Ermahnungen reißten dieselben, obgleich nicht zu einer Zeit, von Döbeln ab, und langten glücklich an den Orten ihrer Bestimmung an: der Aelteste in Paramaribo, und der Jüngste in Gouda bey Amsterdam. Alles, was nur immer ein rechtschaffner Vater an seinen leiblichen Kindern thun kann, das

thut

thut Herr Cl. an Seinen beyden Vettern. Er scheut keine Kosten, um sie zu solchen Männern zu machen, welche einmahl in seine gesegneten Fußtapfen treten können. In dieser Absicht läßt er den Aeltesten in Surinaame zu der Englischen Handlung anführen; und der Jüngste ist bisher im Schreiben und Rechnen, in der Französischen Sprache und Musik unterwiesen worden. Für diesen letzten, welchen Er jetzt mit in Döbeln gehabt, hat Er in Gouda zwischen 7. und 800. Gulden jährlich bezahlet, und nun bleibt derselbe auch noch 3. Jahre in Amsterdam. Allein wie lange wird es werden; so hat unser vortreflicher Cl. seine lieben Vettern durch reiche Heyrathen in die glücklichsten Umstände versetzt? denn ausserdem, daß Er so viel auf ihre Erziehung wendet; so hat Er auch schon für einen Jeden 500. Akkers aufgenommen, um sie zu nutzbaren Lande zurichten zu lassen. Alles dieses, nebst dem Gehalte des Vaters und den Geschenken für die Brüder, war allerdings sehr viel; aber immer noch das wenigste, was der Clemensche Joseph nunmehr zum Besten Seiner Familie gethan hat.

Die

Die erste Veranlassung dazu gab wohl Sein jüngster Bruder, welcher den beherzten Entschluß faßte, ungerufen aus eigner Bewegung eine Reise nach Suriname zu thun, und alles selbst mit eignen Augen anzusehen. Diesen Gedanken hat ihm GOtt, und zwar gerade zur rechten Zeit eingegeben. Ich glaube nicht, daß Herr El. so bald nach Döbeln gekommen wäre, wenn nicht sein Benjamin, wofern ich diesen Namen brauchen darf, zuvor einen Besuch bey Ihm abgelegt hätte. Von Freyberg trat er seine Reise zu Fusse nach Amsterdam an, gieng alsdenn zu Schiffe, und den 9ten Junius 1770. war er glücklich in Suriname. Wie rührend der Empfang gewesen sey, das läßt sich nur denken, aber nicht beschreiben; Das muß man selbst mit angesehen haben, um sich eine rechte lebhafte Vorstellung davon machen zu können. Ich habe es gleich im Anfange unsers Briefwechsels gewagt, Ihnen einen matten Abriß von der Bewillkommung in Döbeln zu machen; allein die Zusammenkunft dieser zwey Brüder in Amerika übertrift dieselbe wegen des ganz Unerwarteten, und ist ausserordentlich rührend gewe-

gewesen. Denn Sie müssen wissen, daß man nicht die geringste Nachricht davon hatte, daß der jüngste Bruder des Herrn Hauptmanns El. ankommen sollte. Ganz Paramaribo gerieth darüber in eine freudige Bewegung; man bemühte sich aus allen Kräften, diesen Gast mit Höflichkeit zu überhäufen, und alles erfinnliche Vergnügen zu verschaffen. So viel Ehrenbezeugungen machten unterdessen auf das Gemüth desselben keinen so starken Eindruck, daß er nicht wieder nach Sachsen Verlangen getragen haben sollte, ob man es gleich an nachdrücklichen Vorstellungen keinesweges fehlen ließ, ihn von dieser Sehnsucht abzubringen. So bald er nur sah, daß Gott zu seiner Reise Gnade gegeben hatte; so brannte er auch vor Begierde, die Herrlichkeit Josephs seinem Vater und Geschwister mündlich kund zu thun. Es war ihm nicht genug, von den eigentlichen Umständen seiner Familie einen treuen Bericht in Paramaribo abgestattet, und dadurch das Herz seines Bruders zur thätigsten Hülfe in Bewegung gesetzt zu haben; er wollte nun auch ein fröhlicher Bote für Döbeln werden: und

die gefährliche Rückreise schien in seinen Augen die geringste Schwürigkeit zu seyn. Von diesem standhaften Vorsatze hängt in der Folge sehr vieles ab, wie ich Ihnen zu gehöriger Zeit anzuzeigen nicht ermangeln werde. Jetzt muß ich Ihnen vor allen Dingen die besondere Freygebigkeit des Döbelschen Amerikaners ein wenig vorloben. Nachdem Er von den wahren Umständen Seiner Familie zuverläßig unterrichtet war; so ließ es Sein gutes Herz nicht länger zu, sie in der Armuth zu lassen. Für jeden von Seinen 3. Brüdern bestimmte Er zur Verbesserung ihres Hauswesens 1000. Thaler, und Seiner Schwester hinterlaßne Tochter, welche an einen Döbelschen Gürtler verheyrathet ist, erhielt 100. Dukaten; dasjenige ungerechnet, was die sämtlichen Geschwister nebst ihren Weibern und Kindern noch an sogenannten Pretiosen zum Geschenke bekamen. Auch der alte Vater ward bey dieser Gelegenheit über Seinen jährlichen Gehalt noch mit 200. holländischen Gulden bedacht. Viele Personen stehen in den Gedanken, daß der jüngste Bruder viel mehr als die ältesten beyden empfangen habe. Ich würde

würde mich nicht darüber verwundern; denn derselbe hat am meisten gewagt, und die gröſste Liebe gegen unsern Amerikaner bewiesen. Sollte er dafür nicht einen Vortheil mehr haben? Bekam doch auch Benjamin von Joseph weit gröſsere Geschenke, als seine andern Brüder. Allein ich kann Sie zuverläſsig versichern, daß der Herr Hauptmann Cl. von einem solchen Vorzuge gegen niemand etwas eingestanden. Vielleicht hat er Seine guten Ursachen dazu, um dem Neide unter Seinen Geschwistern vorzubeugen. Es kann aber auch wirklich so seyn; wie Er es Selbst so gar gegen vertraute Freunde versichert, daß Er keinen Unterschied gemacht habe. Wir, mein bester F**, wollen die Sache an ihren Ort gestellet seyn lassen. Wissen es manche Leute besser, trotz der mündlichen Versicherung, die Herr Cl. vom Gegentheile gegeben hat; so bin ich darüber nicht böse. Solchen Vielwissern muß man ihre geheimen Nachrichten nicht auf einmahl entreiſsen; denn man greift ihnen sonst an die Seele. Lassen Sie uns dafür einen Blick nach Dobeln werfen, und die Weyhnachtsfreude mit ansehen, welche

durch die schönen holländischen Dukaten von einem Schlage verursacht ward, die der Freybergsche Herr Cl. aus Amsterdam in einer Goldbörse mitbrachte, und nach dem Willen seines Surinamschen Bruders gehörig vertheilte. Es mußte sich alles so schicken, daß er mit diesem reichem Segen gerade zu derjenigen Zeit bey seiner Familie ankam, wo man einander mit Geschenken ein Vergnügen zu machen pflegt. Wenn ich nicht unrecht berichtet bin; so war dieses wohl in Paramaribo schon verabredet, und noch überdieses eine gewisse Summe dazu bestimmet worden, daß sich die Clemensche Familie die Feyertage hindurch über den Genuß der Gaben Gottes mit einander erfreuen sollte. Hier gab es auf einmahl eine gewaltige Veränderung. Diejenigen, welche sich bisher auf allen Seiten hatten schmiegen müssen, konnten nunmehr aus freyer Brust Athen holen, und ihre Häupter allmählig aus dem Staube getrost in die Höhe heben. Waren sie vorher von vielen mit Verachtung angesehen worden; so fieng sich nunmehr der Neid gegen sie mächtig zu regen an. Auf den Mangel folgte Uiberfluß, und den

Uiberfluß begleitete die Mißgunst. Aber noch wußten sie nicht, daß das 1771ste Jahr für sie so gar erfreulich seyn würde. So geschwind hätten sie sich die Ankunft ihres Josephs in Döbeln nicht eingebildet. Wie konnten sie vermuthen, daß sich dazu eine so jählinge Veranlassung ereignen sollte? Doch, wir wollen ihnen jetzt ein wenig Zeit lassen, ihre Familienumstände in eine bessere Verfassung zu setzen; wir werden schon ein andermahl wieder Gelegenheit bekommen, ihre neue Einrichtung in Augenschein zu nehmen. Ehe dieses geschehen kann; so müssen wir uns noch zuvor etwas genauer auf den Plantagen des Herrn Cl. umsehen. Meine Leser werden es sich gütigst gefallen lassen, sich in aller Eil mit mir auf ein Luftschiff zu setzen, und nach Suriname hinüber zu segeln; und Sie, Mein Freund, sollen auch mit in dieser Gesellschaft seyn. Ich wünsche glückliche Reise. ꝛc.

Sieben und zwanzigſter Brief.

(Noch immer zur Fortſetzung.)

W. im April 1772.

Den Augenblick bin ich mit einer anſehnlichen Geſellſchaft von Herren und Damen glücklich in Paramaribo angelangt. Sie haben den Namen dieſer Stadt ſchon oft gehört; aber noch immer werden Sie nicht wiſſen, daß ſie zwiſchen 11 und 1200 Häuſer hält, und täglich an Größe zunimmt. Bekanntermaaſſen liegt ſie am Fluſſe Suriname, und man kann mit den Schiffen bis an dieſelbe hereinfahren. Allein ohne Erlaubniß des Gouverneurs darf ſich dieſes kein Schiff unterſtehen; denn ſonſt bekommt es ein Kompliment von einer Kanonkugel, und dieſe koſtet 15. Gulden. Will es noch nicht Halte machen; ſo folgt die andre: und dieſe muß mit 30. Gulden bezahlt werden. Nach dieſer Proportion ſteigt der Preiß immer höher, wofern es ſich nicht zum Zwecke legen wollte. Ich lobe mir mein Luftſchiff; denn da habe

habe ich keiner Erlaubniß zum Anlanden nöthig, darf mich nicht mit Stückkugeln komplimentiren laſſen, noch dafür mein baares Geld ausgeben. Ich verſprach Ihnen neulich, daß ich Sie auf den Plantagen des Herrn El. herumführen wollte; und ein ehrlicher Mann hält ſein Wort. Sind Sie aber auch gut zu Fuſſe? denn dieſe Plantagen haben einen Umfang von 1, 2, 3, auch 4. Stunden. Das Eſſen wird Ihnen nach dieſem Spaziergange gar vortreflich ſchmecken. Haben Sie etwa Luſt, die Koſt der Sklaven zu verſuchen? Sie können nach Gefallen wählen. Es giebt Tayer, Piſan oder Bannanne, Caſſabe, eine Wurzel von einem kleinen Baume, und Nahbje lames, welches alles unter der Erde wächſt; den Piſan ausgenommen, welcher über der Erde ſteht, und an innerlichen Gehalte unſern hieſigen Erdbirnen gleich iſt. Weiter weis ich Ihnen von dieſer Koſt nichts zu ſagen; ich ſtehe nicht einmahl für die Orthographie dieſer Wörter: ich habe ſie nachgemahlt, wie es mir mein Freund vorgeſchrieben, welcher mir dieſe Nachrichten mitgetheilt hat. Sie, Meine ſchönen Damen, haben noch nie-

mahls einen Neger essen sehen. Kommen Sie mit in diese Sklavenwohnung; da sitzt gleich ein solcher Mann, und ißt sein Gerücht, aus Pisan bereitet. Das muß ich bekennen, diese Schwarzen verstehen das Ding besser, als wir Männer in Europa; sie sind keine solche gutherzige Narren, wie wir, gegen das Frauenzimmer. Indem sich diese Neger ihr Essen wohl schmecken lassen; so stehen unterdessen Weiber und Kinder hinter ihnen, warten bey Tische auf, und sehen zu. Wenn der Mann satt ist; so kann sich alsdenn die Frau mit ihren Kindern ebenfalls hinsetzen, und den Uiberrest verzehren. Bey uns habe ich diese Mode sehr oft umkehren sehen. Es giebt Zusammenkünfte in Deutschland, wo man nicht für alle Personen deckt, die zugegen sind; und auf den Fall stehen die Herren der Schöpfung hinter den Stühlen des schönen Geschlechts, und halten es für eine besondre Gunstbezeigung, wenn sich eine Dame über sie erbarmt, und ihnen von der besetzten Tafel etwas zukommen läßt. Was der Neger gegen das weibliche Geschlecht, wenn es auf Essen und Trinken ankommt, zu grob ist;

ist; das ist der Europäer, wenigstens der galante Franzmann, und sein Nachahmer, der Deutsche zu übertrieben höflich. Wenn da die Töchter der Eva nicht stolz gemacht werden; so kann sie nichts in der Welt hochmüthig machen. Ich bin verloren, wenn sie meinen Namen wissen sollten. In meinem Leben dürfte ich keinen ledernen Handschuh wieder küssen. Wäre das nicht eine entsetzliche Strafe? Mancher verliebte Ritter würde sich darüber vor den Kopf schiessen, und ein andrer zu Tode grämen, woferne man ihnen diese Gefälligkeit versagte. Ich und Sie, Mein Guter F**, wollen immer leben bleiben, und es uns in der Ehestiftung ausdrücklich vorbehalten, daß wir niemahls hinter den Stühlen unserer gebietenden Frauen den Aufwärter spielen dürfen. Sie erinnern mich gleich zu rechter Zeit, daß ich Ihnen noch nicht die Früchte gezeigt habe, welche auf den Plantagen erbaut werden. Denn sonst wäre ich bey dem schönen Geschlechte noch tiefer in die Verdammniß gerathen. Ich bin zu sehr ein ehrlicher Deutscher, als daß ich nicht reden sollte, wie ich dächte: und Schmeicheln ist meine

Sache nicht. Aber Sie wollten ja wiſſen, was Herr El. auf ſeinen Plantagen erbaue? Herrliche Sachen; das muß ich Ihnen ſagen. Auſſer der Sklavenkoſt wächſt auf denſelben Kaffee und Zuckerrohr, Kakao, und Baumwolle. Ich bekenne mich für einen ächten Freund der ungeſtöhrten Handlung durch alle vier Theile der Welt, und ſehe es als eine für das menſchliche Geſchlecht ſehr zuträgliche Sache an, daß Oſt und Weſt, Süd und Nord ihre eigenthümlichen Waaren einander zukommen laſſen; allein der Kaffee, dieſer bezaubernde Trank, bringt doch gewiß der Geſundheit und dem Geldbeutel der meiſten Europäer einen unerſetzlichen Schaden. Ich rede ihm das keinesweges aus Neid nach; ich bin auch nicht etwa mit Vorurtheilen gegen ihn eingenommen: die tägliche Erfahrung iſt Bürge für meine Behauptung. Unterdeſſen ſind das 4. wichtige Artikel, welche unſer Herr Landsmann auf ſeinen Plantagen erbauet. Wenn dieſelben einige Jahre hinter einander in großer Menge nach Wunſch gerathen; ſo muß ein ehrlicher Mann allerdings wachſen und zunehmen. Sollte Ihnen etwa

ein

ein unverhoffter Appetit nach Surinamſchen Kaffee ankommen; ſo beſuchen Sie mich dieſen Sommer in W. und Ihnen zu Liebe will ich einen Aufwand von 12. oder 14. Gr. machen, und aus Dobeln ein Pfund kommen laſſen, um welchen Preiß derſelbe bey dem zweyten Bruder des Herrn Cl. zu haben iſt. Ich verdenke es Ihnen gar nicht, wenn Sie lieber noch etliche Groſchen zulegen, und dafür Levantſchen kaufen; allein man braucht auch bey dem Surinamſchen eigentlich nur 2. Loth zu nehmen, wo man ſonſt 3 nöthig hat: und überdieſes iſt auch noch dieſer Vortheil dabey, daß nicht mehr, als 4. Loth am Pfunde einbrennen. Sachſen iſt freylich nicht das Land, wo er ſeinen gewöhnlichen Abſatz finden kann; ſondern ſo viel mir bekannt iſt, wird er am häufigſten in die Oeſterreichiſchen Staaten verführt. Doch genug hiervon. Der Mond wird bald aufgehen; und wir müſſen nach Hauſe ſpazieren. Denn in Suriname ſoll der Schein deſſelben, wie man ſagt, der Geſundheit ſehr nachtheilig ſeyn, wenn man zumahl Chapeau bas geht. Mit der nächſten Gelegenheit ſollen Sie von

dem

dem Plantagenweſen des Herrn El. noch mehr erfahren. Ich bin unterdeſſen ꝛc.

Acht und zwanzigſter Brief.

(Abermahl zur Fortſetzung.)

W. im April. 1772.

Man hat ſonſt den Herren Holländern immer vorgeworfen, daß ſie unter allen Europäiſchen Nationen in Amerika ihre Sklaven am übelſten hielten; allein unſerm Landsmanne darf dieſes niemand nachſagen. Er hat zu allen Zeiten die Kunſt verſtanden, ſich bey den Negern ſo wohl Furcht als Liebe zu erwerben. Dieſem klugen Betragen gegen dieſelben iſt es daher vornehmlich zuzuſchreiben, daß Ihm Seine Leute ganz beſonders treu geweſen ſind. Ihre vorzügliche Treue hat ſich niemahls deutlicher zu erkennen gegeben, als wenn bisweilen von den ſogenannten Rebellen nächtliche Einfälle auf die benachbarten Plantagen geſchahen. Wenn alsdenn die Sklaven von andern Plantagen in großer Anzahl mit den Rebellen davon

davon giengen; ſo waren doch die Seinigen nicht zum Weglaufen zu bewegen: vielmehr gaben ſie zu verſtehen, daß ſie niemand ganz und lebendig, ſondern tod und ſtückweiſe mitnehmen ſollte. Eine ſolche auſſerordentliche Treue befremdete ſelbſt die Rebellen; und ſie konnten ihre Verwunderung darüber nicht bergen. Ich muß Ihnen aber auch ſagen, daß die Neger des Herrn El. alle wohl exercirt ſind, und vortreflich ſchießen können. Er treibt Seine Nachſicht in dieſem Stücke ſo weit, daß Er denen, die Ihn darum erſuchen, Gewehr, Pulver und Bley ſelbſt giebt, wenn ſie Luſt bezeigen, in die Wälder auf die Jagd zu gehen, und ein Stück Wildpret zu ſchieſſen; welches daſelbſt in großer Menge anzutreffen iſt. Ein ſolches Zutrauen zu ihrer Redlichkeit wird von ihnen nicht zum Nachtheile ihres Herrn gemißbraucht, ſondern vielmehr durch deſto gröſſere Treue vergolten. Und hieraus kann man lernen, wieviel ſich auch bey wilden Nationen ausrichten laſſe, wenn man nur recht mit ihnen umzugehen weis. Aber freylich laſſen ſich nicht alle Menſchen durch eine gütige Begegnung gewin-

nen. Man kann ja dieſes ſo gar täglich unter den Chriſten wahrnehmen. Wundern Sie Sich alſo nur nicht, wenn auch Herr Cl. einmahl eine gefährliche Schlange in Seinem Buſen ernähret hat. Dieſer erſchreckliche Böſewicht war ein Zimmermann, den Er für 1500 Gulden gekauft hatte. Aus dem Preiſe können Sie leicht urtheilen, daß dieſer Neger ein geſunder, ſtarker, und geſchickter Mann geweſen ſeyn müſſe. Allein an ſchwarzer Bosheit wird er wenig ſeines gleichen haben. Was dächten Sie wohl, daß er unſerm Herrn Cl. für einen Schaden zugefüget hätte? Er brachte Ihm eine große Menge Sklaven durch Vergiftung um das Leben. Auf die Zubereitung der Gifte, beſonders ſolcher, welche ſehr langſam wirken, verſtehen ſich die Schwarzen meiſterlich; und der gedachte Zimmermann war in dieſer teufelſchen Kunſt ebenfalls erfahren. Was ihn zur Begehung dieſer abſcheulichen That verleitet haben müſſe; das iſt dem Herzenskündiger allein bekannt. Er hat keine Urſache angegeben, und durch ſein Geſtändniß iſt durchaus nichts herauszubringen geweſen. Eben

ſo

ſo wenig kann die Zahl der vergifteten Neger zuverläßig beſtimmt werden; allein das iſt gewiß, daß in 5 bis 6 Jahren 160 derſelben geſtorben waren, ehe dieſer Uibelthäter entdeckt werden konnte. Dieſe Entdeckung machte Herr Cl. im Jahr 1770. Weil aber der Giftmiſcher nur erſt 3. Jahre zuvor gekauft worden war; ſo kann man freylich nicht die ganze Summe der verſtorbenen Neger auf ſeine Rechnung ſetzen. Ohne meine Erinnerung muß es Ihnen einfallen, daß unſer Landsmann durch dieſe Begebenheit einen ſehr großen Verluſt erlitten habe. Rechnen Sie einmahl nur einen jeden Sklaven zu 500 Gulden; ſo iſt das ſchon ein Schade von 80000. und vielleicht ſind unter denſelben manche von 8 bis 900. Thalern geweſen. Denn derjenige Mohr, welchen Er mit in Döbeln gehabt hat, war Ihm unter 1800 holländſchen Gulden nicht feil. Uiberhaupt findet man bey Ihm die tüchtigſten und ſchönſten Neger, ſo wohl vom männlichen als weiblichen Geſchlechte. Dieſer Umſtand vergrößerte eben den erwähnten Verluſt. Unterdeſſen kann Ihnen derſelbe zugleich ſagen, wie ſehr unſer Herr

Lands-

Landsmann ſeit Seiner Verheyrathung Seine Plantagen verbeſſert haben müſſe, weil er ſolche große Scharten auswetzen konnte. Sie möchten vielleicht nun auch gerne wiſſen, was man denn dem Verbrecher für eine Strafe angethan habe: und ich kann Ihnen mit dieſer Nachricht dienen. Herr Cl. übergab denſelben Seinen Sklaven, welche ausdrücklich darum bathen, und auf das äuſerſte gegen ihn erbittert waren. Dieſe ſchleiften den Mörder durch die Stadt, marterten ihn auf 4 Stunden lang, und brachten ihn endlich auf die allerentſetzlichſte Weiſe um das Leben. Bey dieſer Gelegenheit kann ich nicht unterlaſſen, ein Wort von der **großen Standhaftigkeit, oder vielmehr wilden Unempfindlichkeit** dieſes hingerichteten Miſſethäters zu erwähnen. Als man ihm die Augen aus dem Kopfe herausriß; ſo ſagte er zu ſeinen Henkern: **Laßt mir doch die Augen, damit ich zuſehen könne, was ihr noch mit mir vornehmen werdet!** Doch das ſey genug von dieſer tragiſchen Begebenheit, welche vielleicht wenig ihres gleichen in der Welt gehabt hat! Es iſt ſehr zu wünſchen, daß ſie

die

die letzte in ihrer Art gewesen seyn möge. Und welcher redliche Sachse sollte nicht hier, und besonders in Ansehung des Herrn Hauptmanns Cl., seine Wünsche mit den meinigen aus guten Herzen vereinigen! Sie, Mein Liebster F**, thun es gewiß; das weis ich. Und wenn Sie dazu nicht fähig wären; so würde ich mir das größte Gewissen daraus machen, daß ich mich jemahls den Ihrigen genennet hätte. Diesen warmen Eifer müssen Sie mir schon einmahl zu gute halten; ich verlasse mich darauf, und nenne mich noch, wie vor vielen Jahren ꝛc.

Neun und zwanzigſter Brief.

(Zur fernern Fortſetzung)

W. im April 1772.

In meinem 26ſten Briefe habe ich den jüngſten Bruder des Herrn Cl. mit den ſchönen neuen holländiſchen Dukaten glücklich zu Döbeln ankommen laſſen. Wir müſſen doch nun zuſehen, was etwa weiter damit vorgegangen ſey. Das verlangen wohl weder Sie, noch meine übrigen Leſer zu wiſſen, was ein jeder von dieſen gelben Männerchen, für ein beſonderes Schickſal gehabt habe: genug, daß ſie das Ihrige treulich dazu beytrugen, die Familienumſtände der Clemenſchen Brüder zu verbeſſern. Die größte Veränderung fiel wohl mit dem Zweyten und Jüngſten vor. Denn jener kaufte ſich ein hübſches Eckhaus am Mittelmarkte, und begab ſich in die Döbelſche Cramerinnung; und dieſer ſchafte ſich ein Haus in Freyberg, und einen Handel mit Galanteriewaaren an. Indem alles dieſes in Sachſen vorgieng, und die Clemenſche Familie eifrig damit beſchäftiget war, ſich in eine beſſere Verfaſſung zu ſetzen; ſo ward unterdeſſen in Suriname von dem Herrn Hauptmanne Cl. eine Reiſe nach Seinem Vaterlande beſchloſſen. Schon ſeit etlichen Jahren war das einer von den geheimen Wünſchen Seines Herzens geweſen; allein es fanden ſich Schwierigkeiten, welche Ihn an der Ausführung Seines

nes Vorhabens verhinderten. Die gröſste Hinderniſs war wohl Seine Gemahlinn, welche ſich nicht entſchlüſſen konnte, Ihre Einwilligung zu einer ſolchen weiten Reiſe zu geben; und unſer Herr Landsmann hatte, wider die Gewohnheit vieler Ehemänner, zu viel Achtung und Gefälligkeit für Sie, als daſs Er ohne Ihre Genehmhaltung einen ſo wichtigen Schritt hätte wagen ſollen. In Paramaribo wuſste man dieſes ſo gut, daſs es niemand glauben wollte, als ſich das Gerüchte verbreitete, daſs Herr Cl. nach Sachſen reiſen würde. Seit Seiner Verheyrathung hat es ſchon mehr als einmahl ſo geheiſſen, und es war immer nichts aus der Sache geworden. Man trieb daher nur ſeinen Scherz damit, und ſo oft ein Frühjahr erſchien; ſo hieſs es allemahl: **Nun wird Cl. nach Sachſen reiſen.** Seinen jüngſten Bruder, der nur erſt kürzlich aus Amerika zurückgekommen war, konnte dieſer Umſtand nicht unbekannt ſeyn. Urtheilen Sie daher, was es für eine unerwartete Nachricht ſeyn muſste, als in Döbeln Briefe aus Suriname ankamen, daſs nunmehr die Reiſe nach dem Vaterlande mit Gott feſt beſchloſſen wäre, und daſs Er Sich in der Mitte des Mäys 1771. zu Schiffe begeben würde. Ganz Döbeln gerieth darüber in eine freudige Bewegung, wenigſtens der edeldenkende Theil ſeiner Einwohner. Von dem alten Vater des Clemenſchen Joſephs bis zu den Kleinſten Seiner nahen Anverwandten war die lebhafteſte Freude auf allen Geſichtern deutlich zu leſen. Niemand, als der blaſſe Neid, ſah dazu ſcheel, wenn er ſich auch gleich nicht

immer sein mißgünstiges Wesen so offenbar merken ließ. Uiberhaupt gieng es mit dieser Reise nach Sachsen etwas schnell zu; und niemand hätte sie so bald vermuthet. Welche Wahrscheinlichkeit war vorhanden, daß Sich Herr Cl. so geschwind auf den Weg machen würde? Noch wußte Er nicht einmahl, daß Sein jüngster Bruder in Döbeln glücklich angelangt wäre; und Er konnte auch davon natürlicher Weise noch keine Nachricht haben. Allem Vermuthen nach hätte Er dieselbe wohl erst abgewartet, wenn nicht eine kleine Verdrüßlichkeit zwischen Ihm und Seinem damahligen Korrespondenten die schon längst vorgehabte Reise beschleuniget. Ich will eben nicht behaupten, daß diese entstandne Mißhelligkeit die persönliche Gegenwart des Herrn Hauptmanns in Amsterdam schlechterdings nothwendig machte; allein ihren grossen Nutzen mußte sie allerdings haben. Mündlich richtet man bey verdrüßlichen Vorfällen vielleicht in einer Stunde mehr aus, als oft durch viele Briefe in einem ganzen Jahre nicht zu Stande gebracht werden kann. So viel ist unterdessen wohl unstreitig gewiß, daß Döbeln seinen glücklichen Landsmann noch nicht so bald zu sehen bekommen, wenn sich nicht mit dem Amsterdammer Korrespondenten ein kleiner Verdruß entsponnen hätte. Kaum hatte Sich Herr Cl. gegen Seine Gemahlinn merken lassen, daß Er in Holland zu seyn wünschte, um Seine Angelegenheiten auf einen andern Fuß setzen zu können; so waren Seine Gedanken den Augenblick auch Ihre Gedanken, und Sie gab zu verstehen, daß Er reisen sollte: denn auf

diese Weise könnte Er ja auch zugleich Seinen Vater und Seine Brüder in Sachsen besuchen. Diese veränderte Gesinnung mußte Ihn anfangs nothwendig befremden; und fast konnte Er dieselbe nicht für Ernst halten. Denn sonst hatte Seine Gemahlinn sich immer nicht entschlüssen können, Ihre Einwilligung zu Seiner Reise zu geben; und dießmahl gab Sie Selbst alle Anleitung dazu. Was man wünscht, das läßt man sich nicht vielmahl heissen; und so gieng es auch hier. Herr Cl. war eben im Begriffe, dem öffentlichen Gottesdienste beyzuwohnen, als Ihm von Seiner Gemahlinn ein so unerwarteter Vorschlag zu einer Reise nach Holland gethan ward. Auf dem Rückwege nach Hause bemächtigte sich dieser Gedanke aufs neue Seiner Seele, daß Er Sie bey Seiner Heimkunft noch einmahl fragte, ob das wirklich im Ernste gemeynt wäre, was Sie diesen Morgen zu Ihm gesagt hätte? Ihre Antwort fiel nach dem Wunsche Seines Herzens aus, und es blieb gar kein Zweifel übrig, daß Er reisen könnte, wenn Er wollte. Der gröβte Stein des Anstoßes war hiermit gehoben, und es fehlte weiter nichts, als die wirkliche Abreise. Unterdessen hätte sich diese schon noch eine geraume Zeit verzögern können, woferne sie nicht durch Seine Gemahlinn auf alle Weise befördert worden wäre. Währender Zeit, als Seine Geschäfte Ihn nach Seinen Plantagen abriefen, hatte Sie Sein ganzes Reisegepäcke in Bereitschaft gesetzt, dergestalt, daß Er es nicht unterlassen konnte, Seine Verwunderung darüber an den Tag zu legen. Aus allen Umstän-

den leuchtete nunmehr deutlich hervor, daß Gott zu Seiner Reise seine gnädige Einwilligung gegeben habe. Die Zeit Seiner Abfahrt ward inzwischen fest gesetzt, und endlich unter tausend Segenswünschen in der Mitte des Mays 1771. würklich angetreten. Bald hätte ich einen sehr wichtigen Umstand aus der Acht gelassen. Herr El. ist schon von Suriname abgesegelt, und Er hat doch von Seinen Negern noch keinen Abschied genommen. Diese Cerimonie müssen Sie erst mit abwarten, Mein Bester F**; denn das wird einen sehr lehrreichen Auftritt geben. Ich verspreche Ihnen aus dieser Erzählung mehr Erbauung, als aus mancher Predigt, nach der scholastischen Methode zugeschnitten. Nun geben Sie wohl Achtung! Hier steht Herr El. vor dem Angesichte Seiner Neger, macht Ihnen Seine Reise nach Seinem Vaterlande kund, stellt einen Seiner guten Freunde an Seine Stelle zum Befehlshaber vor, und kündiget zugleich Seinen Sklaven an, daß sie demselben bey Seiner Abwesenheit allen Gehorsam erweisen, und dafür bey erwünschter Zurückkunft eine Ergötzlichkeit haben sollten. Und was antworten diese Schwarzen darauf? Gewiß etwas vernünftigers, als unsere Christen nach der galanten Welt. Vernehmen Sie einmahl den Innhalt ihrer Antwort; es ist ungefähr dieser: Gott helfe euch glücklich über das Wasser, und lasse euch euern Vater und eure Brüder gesund antreffen! Und wir wollen Gott bitten, daß er euch ohne Schaden zurückbringe; und ihr werdet uns alsdenn erlauben,

Gott

Gott zu Ehren ein Freudenfest anzustellen. So reden Heiden nach der natürlichen Empfindung ihres Herzens. Aber unsere Mode-Christen empfehlen sich, wo keine Empfehlung statt hat, erbitten sich ein geneigtes Andenken, wo den Augenblick alles vergessen ist, und wünschen wohl zu leben, ohne dabey Gott die Ehre anzuthun, und seinen Namen in den Mund zu nehmen: das klänge zu pöbelhaft, zu gemein. Ich habe von Glück zu sagen, wenn ich darüber, daß ich bey aller Gelegenheit den Heidenpatron mache, von einigen Eiferern nicht unter die Voltairianer verwiesen werde. Allein ich kann mir unmöglich anders helfen. Wenn ich Wahrheit zu sehen glaube; so bin ich viel zu ehrlich dazu, als daß ich meine Gesinnung verbergen sollte. Man lasse diejenigen heucheln, die gerne bey der Pfarre bleiben wollen; mir können sie keine nehmen, weil ich keine habe. Noch einmahl auf das Abschiedskompliment meiner Neger zu kommen; so muß ich Ihnen sagen, daß dasselbe von großer Realität war. Es blieb nicht bey leeren Wünschen; sondern nunmehr brachten sie Geschenke an Schweinen, Schaafen, Hühnern, und dergleichen, um ihren Herrn mit Zehrung auf dem Schiffe zu versehen. Personen, welche sich den Sklavenstand der Schwarzen so gar elend vorgestellt haben, werden hierbey freylich in keine geringe Verwunderung gerathen. Um sie noch mehr in Erstaunen zu setzen; so muß ich diesen Leuten doch bey dieser Gelegenheit von dem Putze der Negerdamen etwas erzählen. Weil sie nackend gehen; so brauchen sie freylich nicht viel Klei-

der, einen kurzen Rock ausgenommen, welcher ungefähr bis an die Knie reicht. Allein wenn sie sich putzen; so tragen sie mehr, als einen Rock übereinander, und diese sind oft von den schönsten Ostindischen Zeugen. Alsdenn hängen sie auch wohl ein feines leichtes Halstuch um; ihr größter Staat aber besteht in goldnen und silbernen Ringen an den Armen und Fingern, und in Halsbändern, welche über die Brust bis auf den Bauch herabgehen, und aus lauter Gold- und Silberstücken bestehen. Die schwarzen Schönen erhalten diesen Schmuck von ihren weissen Anbetern; und dabey kommt es freylich auf das Glück an, ob dieselben vorzüglich reich sind, oder nicht. Sie sehen hieraus, daß es den Europäern erlaubt sey, sich schwarze Maitressen zu halten; allein eine Schwarze zu heyrathen, wenn sie auch eine Freygelaßne wäre, das ist gänzlich verboten. Man hat zur Zeit nicht mehr, als ein einziges Exempel in Surinam gehabt, daß ein Weisser sich eine schwarze Freygelaßne ehelich beygelegt; und für diese Erlaubniß haben wenigstens 10000. holländische Gulden bey den Herren Generalstaaten erleget werden müssen. Das Vermögen dieser Negerinn beläuft sich aber auch auf Millionen. Mich wundert es gar nicht, daß einem Weißen die Lust angekommen sey, sich eines so großen Reichthums durch eine ungewöhnliche Heyrath zu versichern. Werden doch auch in unserm gesitteten Europa, um des leidigen Geldes willen, noch viel verkehrtere Ehen geschlossen. Das Geld kann in der Welt alles möglich machen.

Ich

Ich habe Ihnen dießmahl einen sehr langen Brief geschrieben, daß sie meiner rechten Hand schon eine kleine Ruhe erlauben können. Ich bin ꝛc.

Dreyßigster Brief.

(Zur Fortsetzung des vorigen.)

W. zu Ende des Aprils. 1772.

Nunmehr hätte ich also den Herrn Hauptmann Cl. glücklich zu Schiffe gebracht. Jetzt muß ich Ihn schon auf 8. Wochen lang den wilden Wellen überlassen. Es ist hier dabey für Ihn weiter keine Gefahr zu besorgen, weil Er nur auf dem Papiere herum segelt. Allein Sein 91ster Psalm, wie Er immer zu sagen pflegte, hat Ihm auch niemahls auf der offenbaren See verlassen. Wenn Er nicht den festen Glauben gehabt, daß Er unverletzt hin und her kommen würde; so hätte Er nimmermehr eine so weite und gefährliche Reise unternehmen dürfen. Für hundert und tausend Personen wäre das freylich keine Sache gewesen; das ist ausgemacht Feige Seelen zittern schon, wenn sie nur von dem Wasser reden hören. Dem weiblichen Geschlechte kann man endlich diese Furcht zu gute halten; aber für Männer ist sie schlechterdings unanständig. Würde Amerika entdeckt worden seyn, wenn alle Leute so furchtsam in Ansehung des Was-

sers wären, wie bey uns der gröſßte Theil von unserm Frauenzimmer? Oft hängt von der Herzhaftigkeit einer einzigen Person das Wohl ganzer Länder, Städte und Familien ab. Ein Exempel hierzu ist Herr El. Ohne eine Entschlossenheit würden die Seinigen in Döbeln bey der gegenwärtigen Theurung in der gröſßten Dürftigkeit schmachten. Sich über tausend Meilen weit auf dem Meere nach einem unbekannten Lande unter einen Haufen Rebellen hinschiffen zu lassen; dazu gehört ein beherzter Muth. Aber ohne denselben konnte Er auch das Glück Seiner Familie nicht machen, nicht für Vater und Brüder ein wahrer Joseph werden. In seinem Lande bey gesegneten Umständen seine Tage ruhig zubringen können, und doch aus Liebe zu seinen Anverwandten eine doppelte Seereise, und einen Weg auf dritthalb tausend Meilen über sich nehmen; dazu wird abermahl eine grosse Herzhaftigkeit erfordert. Aber ohne dieselbe würden bey diesen nahrungslosen Zeiten viele tausend Thaler in Sachsen und Döbeln weniger herumwandern, die durch diesen Besuch herein gebracht worden sind, und jetzt aus einer Hand in die andere gehen. Und fast eben so viel kommt bey der jetzigen guten Verfassung, in welcher sich die Clemensche Familie nunmehr befindet, auf den beherzten Entschluß ihres Benjamins an, nach Suriname zu seinem Bruder zu reisen; wovon ich Ihnen schon ehedem ein Wort ins Ohr gesagt habe. Denn ohne diesen Vorsatz erfuhr der Herr Hauptmann El. die wahre Beschaffenheit von den Umständen Seiner Brüder

nimmer-

nimmermehr so gut, als durch eine mündliche Erzählung. Und hätte Er sie auch durch Seinen jungen Vetter welcher bey Ihm draussen ist, so zuverläßig erfahren können; so wäre doch die nöthige Hülfe noch nicht so früh, und gerade zur rechten Zeit erfolgt. Allein unser Gott thut alles fein zu seiner Zeit. Und wenn er eine Sache herrlich hinausführen will; so muß sich alles auf das Beste schicken. Das sieht man an der Reise des Freybergschen Herrn El. Gesetzt, Er hätte dieselbe nicht gewagt; so würde nothwendig sehr vieles nicht geschehen seyn, was doch hernach wirklich geschah. Und wenn auch die Reise des Herrn Hauptmanns nach Sachsen vor sich gegangen wäre: so traf Er doch Seine Familie nicht in solchen verbesserten Umständen an, wie Er sie alsdenn fand, da Sein jüngster Bruder bereits vor Ihm aus Paramaribo abgegangen war, und denjenigen Segen überbracht hatte, welcher derselben auf einmahl ein ganz anderes Ansehen verschaffen mußte. Es ist in meinen Gedanken etwas mehr als bloser Zufall, daß sich Herr El. der Jüngere durchaus nicht bereden lassen wollte, noch länger in Suriname zu verweilen. Fast wird man recht mit Gewalt genöthiget, zu glauben, daß Ihm Gott diese Eilfertigkeit in den Sinn gegeben habe Er hätte fürwahr mit keiner gröſsern Geschwindigkeit wieder nach Seinem Vaterlande zurückeilen können, wenn Ihm gleich unser Amerikaner den wirklichen Auftrag gethan, zu Seinem Empfange in Döbeln die nöthigsten Anstalten

ſtalten zu treffen. Ich halte es aber auch für eine ausgemachte Sache, daß ohne dieſe ſchleunige Zurückkunft ſehr vieles von den nachher erfolgten Zurüſtungen ſchlechterdings unterbleiben müſſen, welche einzig und allein durch die mitgebrachten geharniſchten Holländer möglich gemacht wurden. Um mich hierbey nicht gar zu ſehr in das Kleine einzulaſſen; ſo erlauben Sie mir nur, einen einzigen Umſtand zum Beweiſe meiner Meynung anzuführen. Herr Hauptmann El. hat eine ganz beſondre Zufriedenheit darüber bezeigt, daß es Gott ſo gefügt, daß Er in dem eigenthümlichen Hauſe Seines zweyten Bruders im Angeſichte der Hauptwache an dem Mittelmarkte Seine bequeme Wohnung finden können. Dieſes Vergnügens ſah Er Sich ſo gleich beraubt, woferne Sich Sein jüngſter Bruder etwas länger in Suriname halten laſſen, oder erſt mit Ihm zugleich die Reiſe nach dem Vaterlande angetreten hätte: Er wäre alsdenn ſchlechterdings genöthiget geweſen, ſich ein Quartier miethen zu laſſen, wo Er abſteigen könnte. Auf die ſonderbare Uibereinſtimmung ſo verſchiedner Umſtände, muß man Achtung geben, wenn man die bewundernswürdigen Wege der göttlichen Vorſehung kennen lernen will. Sehr viel Menſchen wenden bey ſolchen Dingen nicht die geringſte Aufmerkſamkeit an, ſondern halten alles für ein bloſes Ungefähr. Und daher kommt es denn, daß ſie dem oberſten Regierer der Welt beynahe allen Einfluß in die Anordnung der menſchlichen Schickſale abſprechen. Sie glauben, daß ſich

Gott

Gott mit dergleichen Kleinigkeiten nicht abgebe, sondern ganz gleichgültig dabey verhalte. Wenn hernach gleich in der Geschichte ihres Lebens vieles auf eine wunderbare Weise zusammentrift; so verhindern sie doch ihre falschen Grundsätze, eine freudige Dankbarkeit gegen Gott in ihrem Herzen zu empfinden. Es kann nicht anders seyn, sie müssen ganz ungerührt bleiben. Wäre unser Herr El. aus der Schule dieser Leute entsprossen; so würde Er Sich nothwendig bey sehr vielen Gelegenheiten ebenfalls ganz unempfindlich und gleichgültig haben bezeigen müssen, wo doch Seine Seele mit den dankbarsten Regungen gegen das höchste Wesen erfüllet worden ist. Unsern sogenannten starken Geistern ist ein empfindsames Herz eine sehr lächerliche Sache, eine natürliche Schwachheit ganz gemeiner Seelen, und ein Zeichen einer niedrigen Herkunft. Diese Herren haben recht; denn unser Landsmann hat Sich niemahls einer vornehmen Geburt zu rühmen gehabt. Und darum blickt auch so viel Adel der Seele, so viel Aufmerksamkeit auf die wunderbaren Führungen Gottes und Erkenntlichkeit für die empfangenen Wohlthaten, so viel zärtliche Gesinnung in Ansehung der Seinigen, und Redlichkeit gegen gute Freunde, aus allen Seinen Handlungen hervor. Aergert Sie das, Meine Herren? Nun wohlan! so gehn Sie hin, und thun desgleichen. Ich will Ihnen jetzt ein wenig Zeit lassen, sich zu besinnen. Es ist mir zwar wohl bekannt, daß Sie es in der Gewohnheit haben, alle Sachen von Wichtigkeit

en bagatelle zu behandeln; allein vielleicht beliebt es Ihnen, einmahl eine Ausnahme zu machen. Denn Sie können ja bisweilen auch so thun, als wenn Sie edler und erhabner Empfindungen fähig wären. Wenigstens wollen Sie das Ansehen haben, daß man Sie für wahre Freunde der Tugend halten soll. Aber unter uns gesagt, Sie werfen uns nur Sand in die Augen, damit wir Ihre schlechte Seite nicht gewahr werden möchten. Ich bedaure Ihre vergebliche Mühe. Kluge Leute wissen, was Sie an Ihnen haben. Soll ich es sagen? Sie sind wahre Chamäleons, die alle Augenblicke ihre Farbe verändern können. Ich will doch nicht hoffen, Mein Bester F**, daß Sie von kurzsichtigen Lesern auch mit unter diejenigen Personen gezählet werden, welchen ich hier eine so derbe Moral gelesen habe. Wir verstehen einander besser. Ich einem Briefwechsel, der vor den Augen des Publikums geführet wird, kann man sich wohl die Freyheit nehmen, ein Wort mit gewissen Leuten zu sprechen und dieselben gerade zu auf eine solche Weise anzureden, als wenn man an sie selbst schriebe. Das würde aber freylich sehr lächerlich herauskommen, wenn diese Briefe nur für Sie allein bestimmet wären. Doch, hier muß ich abermahl auf eine kurze Zeit von Ihnen Abschied nehmen. Sie konnten dieses leicht vorhersehen. Denn mit dem 30. Briefe endiget sich eben das 3. Stück. Sie haben also ganz gewiß das 4. Bündelchen zu erwarten; und alsdenn wird gleich aus allen 4. zusammen ein kleines Bändchen. Herr Hauptmann El. mag unterdessen

mit gutem Winde auf Amsterdam lossegeln. Ein wenig Sturm zur Abwechselung kann auch nicht schaden, um sich bisweilen mit Nachdruck erinnern zu können, daß man nicht auf dem festen Lande, sondern auf dem Meere sey. Genug, daß ich Ihn schon zu rechter Zeit werde glücklich in den Hafen einlaufen lassen. Ehe aber mein Buchdrucker dieses zu bewerkstelligen im Stande ist; so wird vielleicht unser Amerikaner schon wieder zu Schiffe gegangen seyn, um nach Suriname zurückzukehren. Doch das hindert uns keinesweges, unter der Zeit, daß Er nach Amerika und Paramaribo schifft, in Gedanken und auf dem Papiere eine Reise nach Europa und Döbeln mit Ihm zu thun. Uns Schriftstellern ist alles möglich. Wir können die entferntesten Ideen in der größten Geschwindigkeit zusammensetzen, daß sie sich mit dem unbeschreiblichsten Erstaunen ansehen, und darüber verwundern, wie sie einander hier antreffen; aber dieselben auch nach Belieben den Augenblick wieder trennen, und in alle 4. Theile der Welt zerstreuen. Nur das einzige haben wir nicht in unserer Gewalt, daß uns unsere Leser auch alles auf das Wort glauben müßten. Aber Sie glauben mir doch, daß ich unverändert der Ihrige seyn werde, auch alsdenn noch, wenn ich keine Amerikanische Geschichte liefere? Ich weis, Sie thun dieses; Ihr gutes Herz ist mir ewig Bürge dafür.

Des

Zuverläßigen

Briefwechſels

über die

merkwürdige Geſchichte

eines

Sächſiſchen Amerikaners

aus

Döbeln.

Viertes und letztes Stück.

31 — 40ſter Brief.

Amſterdam 1772.

Vorbericht.

Es wird endlich einmahl Zeit, diesen Briefwechsel abzubrechen. Vielleicht hätten es Einige schon längst gerne gesehen, wenn sie durch mich nicht weiter um etliche Groschen gebrandschatzt worden wären. Andern mag ich wohl mit meinen häufigen Moralisiren Langeweile verursachet haben, weil sie lauter Historie verlangten, oder doch wenigstens noch mehr von den besondern Lebensumständen des Herrn Cl. wissen wollten. Beyden ist nunmehr durch meinen Entschluß auf einmahl geholfen. Jene dürfen den Geldbeutel nicht ferner mit Verdruß ziehen, weil sie sich Anfangs nicht vorgestellt hatten, daß ich und mein Correspondent so viel Bogen beschreiben würden; und diese sehen sich nicht länger genöthiget, so viel trockne Moral für erwartete Anecdoten aus der Geschichte eines Sachsen aus Paramaribo von mir anzunehmen. Sollte

ich mich künftig wieder mit einem Lebenslaufe vor das Publikum herauswagen; so will ich meine Sachen besser machen. Unterdessen halte ich es hier zuletzt für meine Schuldigkeit, denenjenigen von meinen Lesern, welche noch so ziemlich mit meinen und meines Freundes Bemühungen zufrieden gewesen sind, für ihre Geduld, womit sie unsere gemeinschaftlichen Briefe durchgelesen haben, den verbindlichsten Dank abzustatten. Keine grossen Lobeserhebungen verlangen wir nicht; nur wollten wir es gehorsamst verbitten, daß man Uns nicht etwa in der Bibliothek der elenden Scribenten eine Stelle anweisen möchte. In diesem Falle würde es uns niemand verdenken können, wenn wir uns das nächste Jahr für diesen erlittenen Schimpf durch eine heftige Satyre nachdrücklich zu rächen suchen sollten, woferne wir das anders für anständig hielten. Geschrieben zur Leipziger Michaelis-Messe 1772.

Ein

Ein und dreyßigster Brief.

(Zur verſprochnen Fortſetzung.)

W. zu Anfange des Mays 1772.

Sie werden Sich noch aus meinem letzten Briefe zu erinnern belieben, daß ich den Herrn Hauptmann glücklich in Suriname zu Schiffe gebracht habe, um nach Europa überzuſegeln, in Amſterdam Seine Angelegenheiten auf einen andern Fuß zu ſetzen, und alsdenn bey ſeinen Anverwandten in Sachſen einen Beſuch abzulegen. Nunmehr muß ich auch darauf bedacht ſeyn, daß ich Ihn in Holland geſund an das Land bringen laſſe. Was für freudige Empfindungen ſich in dieſem Augenblicke Seiner Seele bemeiſtert haben mögen, das kann ſich nur allein derjenige recht lebhaft vorſtellen, der ſich jemahls in einem ähnlichen Falle befunden hat. So bald er nur in Europa feſten Fuß gefaſſet hatte, ſo war das Seine vornehmſte Sorge, Seiner zurückgelaſſenen Gemahlinn mit dem erſten Schiffe, das nach Suriname ſegelte, und Seinen Angehörigen in Sachſen

mit der nächsten Post von Seiner glücklichen Ankunft in Amsterdam erwünschte Nachricht zu geben. Sie können Sich leicht einbilden, daß in Döbeln ausserordentliche Freude bey Seiner Familie entstehen mußte, wie diese Briefe ankamen; und Fama mit ihrer Lügentrompete ward dadurch nicht wenig beschämet, daß sie bisher immer ausgesprengt hatte, als ob unser Amerikaner niemahls kommen würde. Den unglaubigen Seelen, welche mit ihren Augen immer weiter sehen wollen, als andre Menschenkinder, kam freylich diese ganze Sache höchstunwahrscheinlich vor, und ihren Gedanken nach war es nur ein süsser Traum der Clemenschen Geschwister, welche eine solche Ankunft sehnlich wünschten. Waren doch einige dreiste genug, sich und andre zu bereden, daß Er Seiner geliebten Vaterstadt die Ehre Seines Besuchs gar nicht gönnen, sondern von Amsterdam unmittelbar wieder nach Paramaribo zurückfahren würde. Der Grund ihrer Vermuthung war sehr stark. Denn solche Leute haben es in der Gewohnheit, allezeit nur nach den allerstärksten Gründen zu urtheilen. Sie,

Mein Beſter F., können Sich hier des Lachens nicht enthalten? Das iſt mir doch wahrhaftig recht herzlich lieb. Denn auf dieſe Weiſe trage ich bey Gelegenheit auch etwas zur Beförderung Ihrer Geſundheit bey. Verſtändige Aerzte haben mich verſichern wollen, daß das Lachen dem Menſchen ſehr geſund wäre. Folgender Schluß wird dieſe heilſame Wirkung bey Ihnen hervorbringen können: Wer ſchon ſeit 4 bis 6 Wochen in Amſterdam ſich aufhält, ohne den verſprochenen Beſuch in Döbeln abgelegt zu haben, der kommt wahrſcheinlicher Weiſe gar nicht. Atqui Herr Cl. aus Suriname ꝛc. Ergo. etc. Das laſſet mir handfeſte Logiker ſeyn, mit welchen es keine geſunde Vernunft anſehen kann! Freilich hieß dieſes die Geduld Seiner Landsleute etwas zu ſehr auf die Probe ſtellen, daß man ihre Sehnſucht nicht eher, als den 4ten September des vorigen Jahres befriedigte, da doch die Ankunft zu Amſterdam ſchon den 10ten Julius erfolget war. Damit ich Ihnen aber einerley Gerichte nicht zweymahl vorſetze; ſo beruffe ich mich hier auf den 3ten Brief des 1ſten Stücks, wo ich Ihnen

bereits von dem feyerlichen Einzuge in Döbeln eine zureichende Beſchreibung gemacht habe. Wie vergnügt bin ich, daß ich in meiner Erzählung wieder dahin gekommen bin, wo ich dieſelbe angefangen! Nunmehr habe ich die meiſten Schwürigkeiten überwunden. Denn was ich Ihnen noch erzählen muß, um den Döbelſchen Joſeph in Seinem Lichte zu zeigen, das betrift lauter ſolche Dinge, die in dieſen Tagen vor unſern Augen und Ohren geſchehen, und und mir zuverläßig zu erfahren nicht ſauer geworden ſind. Aber davon heute nichts weiter. ꝛc.

Zwey und dreyßigster Brief.

(Zur Antwort.)

L. im May 1772.

Was denken Sie wohl von mir, Mein Beſter B**, daß ich ſo lange ruhig geſeſſen, und Ihnen die Sorge für unſern Briefwechſel ſeit einiger Zeit faſt ganz allein überlaſſen habe? Nun muß ich mich doch auch einmahl wieder regen, um Ihnen zu zeigen, daß ich einen aufmerkſamen Zuſchauer abgebe. Als ich vor einigen Tagen in der erſten Meßwoche vor dem Thore ſpazieren gieng, und mich in der groſſen Alee auf einer Bank niederließ; ſo kam ich neben zwey mir unbekannte Perſonen zu ſitzen, welche von dem Surinamer Manne ſchwatzten, wie ſie ſich ausdrückten. Hätten ſie gewußt, daß ich an der Geſchichte deſſelben ſo vielen Antheil nähme; ſo möchten ſie wohl in ihren Urtheilen etwas zurückhaltender geweſen ſeyn. Da ſie aber dergleichen von mir gar nicht vermutheten; ſo urtheilten ſie deſto freyer; Mit Erlaubniß, Meine Herren, ſagte ich, wenn

ſie von keinen Geheimniſſen mit einander ſprechen; und ſo ſetzte ich mich bey ihnen nieder. Sie können an unſerm Geſpräche Antheil nehmen, war die Antwort; wir unterreden uns von einem gewiſſen Herrn, der letzthin etliche Monate in Döbeln geweſen iſt! Ha! dachte ich, das iſt dir eben recht; da wirſt du ein Urtheil über den zuverläßigen Briefwechſel zu hören bekommen. Meine Vermuthung betrog mich nicht. Sie hatten Beyde nur das 1ſte Stück geleſen; und der Eine, ein artiger junger Herr, beſchwerte ſich über den Verfaſſer, daß er zu weit ausgeholt, zu viel Moral eingeſtreut, und die ganze Geſchichte nicht in wenig Bogen kurz erzählt hätte. Der Andre, ein Mann von einem geſetzten Anſehen, vielleicht der Hofmeiſter dieſes Jünglings, gab hierauf zu verſtehen, daß man über ein Werkchen von dieſer Art nicht eher mit Zuverläßigkeit urtheilen könnte, als bis man daſſelbe ganz geſehen hätte; und überdieſes würde das eine Unbilligkeit ſeyn, wenn man verlangen wollte, daß ſich ein Schriftſteller gerade nach dem Geſchmacke aller Leſer richten müßte. Sehr viel Perſonen zögen eine weitläuftige

läuftige Beſchreibung einer kürzern vor, und fänden an häufigen moraliſchen Gedanken ein beſonderes Vergnügen. Sie können leicht denken, daß ich mich werde mit der Meynung des letztern Herrn vereiniget haben, da ſie mir die vernünftigſte zu ſeyn ſchien. Allein hiermit war unſer Geſpräch noch keinesweges geendiget, ſondern nunmehr fieng es erſt an, recht lebhaft zu werden, als der gedachte junge Herr einen andern ſeltſamen Gedanken auf die Bahne brachte, den er vermuthlich auf einem Kaffeehauſe von ſolchen Perſonen aufgetrieben hatte, welche es eben nicht in der Gewohnheit haben mögen, den Handlungen ihrer Mitbürger allzuviel Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Mit einer vielbedeutenden Mine wollte er es nämlich dem Herrn Hauptmann El. zu einem gerechten Vorwurfe machen, daß Er Seiner Vaterſtadt bey der bisherigen Theuerung nicht ein Geſchenk von einigen hundert Scheffeln Korn mitgebracht hätte. Ich kann es gar nicht leugnen, daß mir dieſe Forderung ein wenig zu übertrieben vorkam, und ich konnte mich daher nicht enthalten, über ein ſolches Anſinnen mei-

nen Unwillen zu erkennen zu geben. Ich antwortete nämlich, daß unser Amerikaner vor allen Dingen an Seinen Geschwistern und armen Verwandten mehr als zu viel Werke der brüderlichen Liebe und christlichen Mildthätigkeit auszuüben gehabt hätte, und daß es die Billigkeit erforderte, Ihn erst mit Seinen Blutsfreunden fertig werden zu lassen, ehe man Ihm Fürstliche Geschenke für Seinen Geburtsort zumuthen wollte. Uiberdieses machte man sich von Seinem eigenthümlichen Vermögen eine allzugroße Vorstellung, und schiene vergessen zu haben, daß man ein Besitzer von ansehnlichen Plantagen in Surinam seyn, und doch auch noch große Summen zu bezahlen haben könnte. Und wenn nun dieses hier der Fall wäre; was für ein Recht hätte man wohl alsdenn, Ihm ein solches ergiebiges Allmosen anzusinnen, das vielleicht kein Fürst so einer Mittelstadt wie Döbeln ist, zufliessen lassen würde? Warum hielte man es denn nicht für billig, daß andre große Kapitalisten in Sachsen, welche Tonnen Goldes besäßen, das Getreide zu 50. und 100. Scheffeln unter die Armen austheilen lassen sollten?

ſollten; Wieviel fänden ſich wohl in unſerm Vaterlande reiche Männer, welche es ſich zur angenehmen Pflicht machten, ihre armen Geſchwiſter auf eine ſo nachdrückliche Art mit ihrem Vermögen zu unterſtützen, als gleichwohl unſer Herr El. gethan hätte? Aus welchen Grunde wäre man denn nun berechtiget, ohne ſich einer offenbaren Partheylichkeit ſchuldig zu machen, daß man Ihm das zur Laſt legen wollte, was man doch andern reichen Perſonen nicht als einen großen Fehler aufbürdete? Entweder machte mich mein Eifer, mit welchem ich alles dieſes vorbrachte, meinem Gegner verdächtig, daß er mich für einen heimlichen Freund des Surinamer Herrn anſah; oder er wußte in der That nichts Gründliches gegen meine Gedanken weiter vorzubringen: Denn er verſtummte gänzlich, nahm ſeinen Abſchied, und gieng mit ſeinem Geſellſchafter plötzlich davon. Mir ſchien dieſer unerwartete Vorfall ſo wichtig, daß ich den Augenblick ebenfalls aufſtund, mich nach Hauſe verfügte, und ſogleich den Vorſatz faßte, Ihnen von dieſer Begebenheit eine getreue Nachricht zu geben.

Vielleicht

Vielleicht, dachte ich, werden Sie durch diesen Umstand veranlasset, sich der guten Sache des Herrn Cl. anzunehmen, und Seine gekränkte Ehre gegen dergleichen unbillige Urtheile bey Ihren Lesern für das Künftige in Sicherheit zu stellen. Nothwendig müssen Sie im Stande seyn, uns über diesen Punct die beste Erläuterung zu geben. Thun Sie es ja. Denn dadurch verbinden Sie nicht nur Ihren Freund, sondern auch alle diejenigen von Ihren Lesern, welche es gerne sehen, wenn ein Mann gerechtfertiget wird, der in aller Absicht unsere ganze Hochachtung verdient, weil Er nach so edlen Grundsätzen zu handeln gewohnt ist. Ich bin ꝛc.

Drey und dreyßigster Brief.

W. zu Ende des Mays 1772.

Was Sie mir in Ihrem letzten Schreiben berichtet haben, das hätte ich mir nicht im Traume einfallen lassen. Die Anforderung des unbekannten jungen Herrn kam mir sehr unerwartet, und ist ziemlich überspannt. Sollte mir jemand von den Einwohnern in Döbeln bekannt werden, welcher eben diese Gedanken hegte; so werde ich denselben nach Leipzig in die Allee liefern, wo er auf der bewußten Bank fremde Gesellschaft von ähnlichen Gesinnungen erwarten kann. Sie haben recht daran gethan, daß Sie Sich des Herrn Hauptmanns EL. angenommen; es ist Ihnen die Vertheidigung desselben in der That nicht übel gerathen. Aber freylich würde sie noch besser ausgefallen seyn, wenn Sie alles gewußt hätten, was ich Ihnen hier bey dieser gegebnen Gelegenheit, so weit es mir nämlich zuverläßig von sicherer Hand berichtet worden ist, als eine Nachlese liefern will. Wenn unser begüterter Amerika-

ner

ner gleich nicht nach dem Verlangen einiger Perſonen unter die Döbelſchen Armen etliche 100. Scheffel Getreide austheilen laſſen; ſo hat Er doch bey Seinem Aufenthalte in Sachſen ſo wohl Seiner geliebten Vaterſtadt, als der benachbarten Gegend eine anſehnliche Summe zugewandt: eine Summe, die nach Seinem eignem Ausſpruche ſehr groß iſt, Er aber nicht gerne wiſſen laſſen will. Wie mancher würde hier, anſtatt Seine Ausgaben zu verſchweigen, noch einen Schnitt mit dem langen Meſſer machen! Aber Aufſchneiden iſt keinesweges Seine Sache. Und aus dem Grunde bin ich auch nicht im Stande, Ihnen die wahre Summe von demjenigen Allmoſen anzugeben, welches an das Armuth in Döbeln gekommen iſt. Selbſt ein vertrauter Freund von Ihm hat auf Befragen, wieviel Er unter die Armen dieſer Stadt vertheilt, und welche Summe Er überhaupt dazu beſtimmt hätte? keine andre Antwort erhalten, als: Ich weis nicht, keine gewiſſe Samme. Etwas Anſehnliches muß ſie dem ungeachtet betragen haben, weil ich weis, daß zum Neuen Jahre 1772

an

an, eine groſse Menge, ſo viel ſich nur Köpfe eingeſtellt, baares Geld ausgeſpendet, daß ferner zu einer andern Zeit an Seinem Communiontage einer beſtimmten Anzahl der Bedürftigſten und Würdigſten abermahl Geld, und zwar jeder Perſon zu einem Thaler gereichet, und überdieſes bey anderer Gelegenheit gewiſſen Nothleidenden ſo gar zu Louisdoren gegeben worden iſt. Wird man nun der Freygebigkeit unſers Landsmannes noch weiter ohne Unbilligkeit Vorſchrifften machen können, was und wieviel Er zum Allmoſen für Döbeln hätte beſtimmen ſollen? In dieſem Stücke muß doch ein Jeder ſeine Freyheit behalten; und auſſerdem darf ja die Linke nicht allemahl wiſſen, was die Rechte thut. Ich würde daher eine gewiſſe geheime Nachricht vielleicht für mich ganz allein behalten, und dieſelbe niemahls an das Publikum verrathen haben, wenn mich nicht der gedachte Vorfall in der Leipziger Allee gleichſam mit Gewalt dazu genöthiget hätte. Wieviel dächten Sie wohl, Mein Beſter F**, daß unſer Herr El. nur allein auf ſogenannte Bettelbriefe nach und nach weggegeben? Es

beträgt eine Summe von beynahe 400. Thalern. Und wenn Er vollends allen Forderungen dererjenigen genugthun ſollen, welche dreiſte genug waren, Ihn darum anzugehen; ſo würden über zweymahl hundert tauſend Thaler nöthig geweſen ſeyn, die Er hätte verborgen oder wegſchenken müſſen. In dieſer Abſicht ſind ihm über 150. Briefe zugeſchickt und übergeben worden, und unter denſelben haben ſich allein aus einer groſſen Stadt, die ich aber nicht nennen mag, weil es ihr ſchlechte Ehre bringen würde, auf 80 dergleichen befunden. Es wäre ein eigner Sekretär dazu erfordert worden, wenn alle dieſe Bittſchreiben nur hätten beantwortet werden ſollen. Vielleicht beliebt es einigen, Ihm dieſes für Grobheit, oder einen Mangel der Lebensart auszulegen, daß es Ihm nicht gefallen hat, einen jeden dieſer Briefe wenigſtens mit einer eigenhändigen Antwort zu verſehen. Denn das werden ſie Ihm doch zu keinem Fehler anrechnen, daß er nicht ſo treuherzig geweſen iſt, allen denen mit Seiner Goldbörſe zu Dienſten zu ſtehen, welche bereits bey ihren Landsleuten

ihren

ihren Credit verlohren hatten. Sind wir etwa in Sachsen schon bettelarm geworden, daß wir gar keine Kapitalisten mehr unter uns hätten, welche ehrlichen Leuten mit ihren Vermögen aushelfen könnten? Oder haben diese geschäftigen Briefschreiber unsern Amerikaner für so einfältig gehalten, daß Er Seine Reichthümer an solche Personen verschwenden würde, welche sich entweder durch ihre schlechte Aufführung, oder durch eine üble Wirthschaft in dürftige Umstände gestürzt? Den Einwohnern in Döbeln muß es übrigens zum Ruhme nachgesagt werden, daß sie Ihren Landsmann die ersten Zeiten Seines Aufenthalts nicht zur Ungebühr überlaufen. Und hätten sie alle auch in der Folge eben diese Aufführung, wie im Anfange beobachtet; so würden sie Ihn wahrscheinlicher Weise nicht so frühzeitig aus ihren Mauern verjagt haben. Als aber einige unter ihnen anfiengen, Ihn auf diese Weise persönlich zu bestürmen, wie es bisher von auswärtigen Orten her mit Briefen häufig geschehen war; so brachte Ihn dieses, allem Vermuthen nach, zu dem plötzlichen Entschlusse,

Seine geliebte Vaterſtadt eher zu verlaſſen, als Er Sich anfangs vorgenommen haben mochte. Bey ſolchen Umſtänden möchten es ſich überhaupt alle Sachſen, welche in fremden Ländern ein anſehnliches Glück gemacht hätten, in Zukunft ganz und gar vergehen laſſen, ihr Vaterland jemahls wieder zu beſuchen, wenn ſie ſich von allen Seiten dergleichen ungeſtümen Anfällen und übertriebenen Forderungen ausgeſetzet ſehen ſollten. Könnte man nicht ſchon damit völlig zufrieden ſeyn, daß durch einen ſolchen Beſuch die Landesherrlichen Einkünfte vermehret, und fleißige Unterthanen in Arbeit geſetzet werden? So hat Herr El. z. E. nur allein an Reiſe über 100. Thaler in Döbeln entrichtet. Und wieviel Künſtlern und Handwerksleuten iſt nicht durch Seine Gegenwart Nahrung verſchafft worden, welcher ſie ſich ohne ihn nothwendig beraubet geſehen hätten? Man würde fürwahr nicht wenig erſtaunen, wenn man die Summe beyſammen ſehen ſollte, die durch Ihn in ſeinem Geburtsorte und in der benachbarten Gegend unter die Leute gekommen iſt. Sehr viel Perſonen

sonen haben Seinem starken Aufwande einen groſsen Theil ihres Unterhalts bey diesen nahrungslosen Zeiten vornehmlich zu verdanken gehabt. Und überdieſes sollten ja alle diejenigen, welche sich ihren Gedanken nach für berechtiget gehalten, auf Seine Freygebigkeit einen Anspruch zu machen, nicht vergessen haben, in Erwägung zu ziehen, daſs zu einer solchen weiten Reise und einem so langen Aufenthalte in fremden Ländern viele Tausende erfordert würden, ob ich gleich ganz willig einräume, daſs hierzu keine gewisse Summe von Ihm bestimmet worden sey, weil es nicht leicht möglich ist, alle Ausgaben vorher auf das genauste zu übersehen. Es wird sie aber auch wohl künftig so leicht niemand erfahren, weil wenigstens nach Seiner gegenwärtigen Denkungsart alles dieſes unbestimmt und unbekannt bleiben soll. Manche Leser werden vielleicht hier sehr unwillig auf mich seyn, daſs ich in diesem Stücke ihre Neugierigkeit nicht befriedigen kann. Ich glaube, daſs sie mir den gröſsten Theil meiner Briefe mit willigen Herzen schenkten, wenn sie nur wissen sollten, wie-

viel dem Herrn Hauptmann El. Seine ganze Reiſe von Paramaribo nach Döbeln, und wieder zurück nach Suriname in allen eigentlich gekoſtet hätte. Es thut mir wahrhaftig leid, daß ich ihnen mit dieſer Nachricht nicht dienen kann. An meinem Nachforſchen hat es nicht gefehlt; allein was dieſen Umſtand betrifft, ſo habe ich meinen Endzweck nicht erreichen können. Mit Ihnen, Mein Guter F**, bekomme ich darüber keinen Verdruß, und Sie bleiben gewiß noch ferner der Meinige, wie ich der Ihrige bin.

Vier und dreyßigster Brief.

(Zur Fortsetzung.)

W. zu Anfange des Jun. 1772.

Jüngst konnte ich Ihnen mit einer gewissen Nachricht nicht dienen, weil sie, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht zu erlangen war; und ich sahe mich daher genöthiget, mich deswegen mit einer gänzlichen Unwissenheit in dieser Sache zu entschuldigen. Konnte ich Ihnen also gleich nicht sagen, wieviel wohl die ganze Reise unsers Amerikaners in allem kosten möchte; so weis ich doch den Betrag desjenigen Geldes, welches Er bey Seinem Daseyn in Döbeln an alle Seine Brüder und Blutsfreunde zusammen ausgetheilt hat. Die ganze Summe macht bey 2000. Thaler aus, wenn dasjenige mit dazu gerechnet wird, was die Geschwisterkinder bekommen haben. Und welche ansehnliche Vortheile sind denselben durch Seine Gegenwart nicht noch weiter zugeflossen! Was für eine Menge von guten Ta-

gen haben ſie nicht mit Ihm gehabt, und zwar zu einer Zeit, da ein ſehr groſſer Theil der übrigen Einwohner in Sachſen mit Mangel und Dürftigkeit zu kämpfen hatte! Schon dieſes würde viel werth ſeyn, wenn ſie gleich bey dieſer Gelegenheit gar nichts an baarem Gelde erhalten hätte, da Er ihnen zumahl nicht lange zuvor durch Seinen jüngſten Bruder ſo viel ſchöne Dukaten von einem Schlage und einer Jahrzahl zuſtellen laſſen. Kurz: in dieſen nahrungsloſen und kümmerlichen Zeiten iſt die Clemenſche Familie zu Döbeln die einzige in ganz Sachſen, welche Gott durch einen zweyten Joſeph auf eine auſſerordentliche Weiſe in der Theurung nicht nur ernährt, ſondern auch noch ſo gar mit Reichthum und Ehre überhäuft hat. Zwar weis ich wohl aus öffentlichen gedruckten Nachrichten, daß unſerm Vaterlande, und beſonders unſerm Gebürge, von edelgeſinnten Menſchenfreunden in fremden Ländern bey der gegenwärtigen theuern Zeit ſehr nachdrückliche Hülfe wiederfahren iſt: allein das alles kommt mit dem Glücke der Clemenſchen Familie in keine Vergleichung. Denn

dieſe

dieſe hat nicht etwa nur das Nothdürftige erhalten, ſondern ſo gar noch im Uiberfluſſe gelebt, und zwar durch die ſeltene Gütigkeit einer einzigen Perſon. Und ob ſie gleich hiermit noch nicht zu großen Herren geworden ſind, welche ſich Livreybedienten und Kutſchpferde halten können; ſo iſt doch zwiſchen den ietzigen und ihren vorigen Umſtänden ein himmelweiter Unterſchied. Mit einem Worte: ſolche Brüder, wie Herr Hauptmann El. giebt es unter Millionen kaum Einen. Bey Seiner Abreiſe aus Leipzig, welche, wie Sie wiſſen, zu Anfange dieſen Jahrs erfolgte, gieng Seine Sorgfalt für Seine Geſchwiſter ſo weit, daß Er ſie bey dem Abſchiede noch fragte, wieviel ein Jeder von ihnen bis zur künftigen Erndte für ſein Haus Brod nöthig hätte. Auf die erfolgte Antwort zahlte Er allen vieren, Seiner verſtorbenen Schweſter Tochter Mann nämlich mit dazu gerechnet, ohne Verzug das benöthigte Geld hin, und befahl ihnen, ſogleich den erſten Markttag in Döbeln das Getreide dafür einzukaufen, es möchte koſten was es wollte. Braucht man noch etwas weiter an-

zuführen, um den Ehrennahmen zu rechtfertigen, den ich unserm Landsmanne beygelegt habe? Er verdient Ehrensäulen, wenn Er auch in Seinem ganzen Leben sonst nichts rühmliches mehr gethan hätte. Das Gedächtniß eines solchen Mannes muß in Segen bleiben, so lange Döbeln steht. Und ich selbst thue mir etwas darauf zu gute, daß Ihm durch diese gedruckte Sammlung von Briefen noch bey der Nachwelt ein bleibendes Andenken gestiftet werden soll, wenigstens in den Herzen derjenigen, welche sich über die gemeine Denkungsart erheben. Er ist recht dazu geschaffen, andere Menschen glücklich zu machen, und mit Wohlthaten zu überhäufen; aber freylich nicht nach dem Sinne aller Leute, sondern mit Uiberlegung. Und wer sich noch unterstehen kann, Ihn deswegen zu tadeln, daß Er nicht eines Jeden Verlangen nach seinen gemachten unbilligen Forderungen befriediget, der thut Ihm offenbar Unrecht. Ehe fremde Personen an Sein Vermögen mit Recht große Ansprüche machen wollen; so müssen sie Ihm doch wohl Zeit lassen, zuvor mit Seinen neuangelegten

Planta-

Plantagen zu Stande zu kommen, und alle Seine großen Absichten in Ansehung Seiner Familie völlig auszuführen. Und so lange also dieses noch nicht geschehen ist; so sollte man sich billig aller voreiligen Urtheile über Sein Betragen enthalten. Ein Bruder, der Seinen 4 Geschwistern auf einmahl zu Tausenden giebt, und 2 Söhne Seines zweyten Bruders mit großen Kosten, als Seine leiblichen Kinder, erziehen läßt, die vielfältigen Geschenke und Geräthschaften nicht dazu gerechnet, welche allen von Zeit zu Zeit bey verschiedenen Gelegenheiten zugeflossen sind; ein Sohn, welcher Seinem alten Vater seit 1763. ein Jahrgeld von 320 holländischen Gulden auszahlen lassen, und diese Summe auch in Zukunft auf seine ganze Lebenszeit jährlich zu seinem Unterhalte bestimmt hat; ein Mann, der aus Liebe zu Seinen Anverwandten eine so gefährliche und kostbare Reise zu Wasser von einigen tausend Meilen übernimmt, sollte der nicht von Jedermann geliebt, geehrt, und bewundert werden? Es sollte gewiß nicht wenig Mühe kosten, uns unter den Reichen und Vornehmen

men

men dieſer Erde, welche aus dem Staube erhoben worden ſind, noch viel ſolche Männer aufzuſtellen, die ſo gar viel auf ihre arme und verachtet geweſene Familie halten, ſolche anſehnliche Summen auf ſie verwenden, und ſich ihrer niedrigen Herkunft nicht nur in dem Angeſichte keines einzigen Menſchen niemahls ſchämen, ſondern auch noch überdieſes die allergrößte Ehre aus derſelben machen. Und Döbeln kann mit Recht darauf ſtolz ſeyn, daß es der Geburtsort des Herrn Hauptmanns El. in Suriname iſt. Ich verſpreche dieſer Stadt durch Ihn in der Zukunft noch wichtige Vortheile, wenn ſich nicht etwa die Einwohner derſelben um dieſes Glück ſelbſt muthwillig bringen. So viel weis ich, wenn ich aus Döbeln wäre, daß ich mir dieſen günſtigen Umſtand ſehr wohl zu Nutze zu machen ſuchen würde. Sie, mein Beſter F**, kennen mich, und wiſſen, daß ich nichts weniger, als eigennützig bin; aber das würde ich mir dennoch zur Pflicht machen, mich um die Freundſchaft der Clemenſchen Familie zu bewerben. Wenn ich auch gleich dabey für meine Perſon

keine

keine Absicht hätte; so würde ich es doch blos zu dem Ende thun, damit ich denen, welche Lust bekämen ihr Glück in Amerika zu versuchen, durch ihre Empfehlung nützliche Dienste leisten könnte. Da ich mich einmahl in das Lob dieses Sächsischen Amerikaners vertieft habe; so muß ich Ihnen doch bey dieser guten Gelegenheit noch sagen, daß Er überaus dienstfertig und gütig gegen Sachsen und Deutsche ist, welche sich in Suriname nach seinem Beystande umsehen. Wenn es Leute von Verstand und guter Aufführung sind; so können sie sich sicher darauf Rechnung machen, daß Er alles mögliche thun werde, ihnen fortzuhelfen. Sein patriotischer Eifer für die Deutschen geht so weit, daß so gar einige Officiers von dieser Nation alle Tage für ihre Personen ihre Serviette und ihren Stuhl an seiner Tafel finden, und dabey nach Belieben erscheinen können. Müssen Sie diesen Mann nicht immer destomehr lieb gewinnen, je mehr ich Ihnen von demselben erzähle? Wenn also gleich Herr El. ein redlicher Beförderer Seiner Landsleute ist; so wollte ich es doch deswegen nicht

einem

einem Jeden rathen, nach Suriname zu reiſen. Nicht alle Deutſche würden Ihm willkommen ſeyn. Tummköpfe und lüderliche Seelen würden Ihr Glück bey Ihm ſchlecht machen. Solche Perſonen thun am beſten, wenn ſie bleiben, wo ſie ſind. Denn in Europa iſt es doch noch möglich, bey Tummheit und Lüderlichkeit zu Würden und Reichthümern zu gelangen; in Paramaribo aber vielleicht niemahls. Wenn Herr El. alle diejenigen hätte mitnehmen wollen, die Ihm ihre willigen Dienſte angeboten; ſo würde Er mit leichter Mühe ein Schiff haben volladen können. Allein nicht mehr, als ein einziger, ein Kaufmannsdiener, der ebenfalls ein Döbelſches Geſchöpf iſt, hat das Glück gehabt, von Ihm in die neue Welt verſetzt zu werden. Eine neue glückliche Ausſicht für Döbeln, und für eine Döbelſche Familie! So weit war ich, als mich jemand überraſchte, der mich ſchon längſt in dem Verdachte gehabt, daß ich der Verfertiger dieſer Briefe wäre. Sie können Sich leicht vorſtellen, daß durch dieſe plötzliche Uiberrumpelung der Faden meiner Gedanken zerriſſen

werden

werden mußte. Denn ich sahe mich genöthiget, meine Handschrift in der größten Geschwindigkeit zu verbergen, wenn ich nicht entdeckt werden sollte. Wie ich von diesem Uiberfalle befreyet war, und mich wieder über meine Arbeit setzte; so hielt ich es für rathsamer, diesen Brief hier zu endigen, als auf dem betretnen Wege fortzufahren, weil ich der Versuchung nahe kam, eine förmliche Satyre auf mein Vaterland zu schreiben, daß — Sed manum de tabula! Wenn Sie kein Latein verstünden; so hätte ich diese Worte deutsch hergesetzt. Und was unsere lesenden Schönen betrifft; so wird eine jede schon einen Herrn Vetter auf der Seite haben, welcher ihnen dieses Sprichwort verdollmetschen kann. rc.

Fünf und dreyßigſter Brief.

(Zur Fortſetzung.)

W. zu Ende des Junii 1772.

Für dießmahl will ich Ihnen davon einen hinlänglichen Bericht abſtatten, wie der Herr Hauptmann El. einen großen Theil Seiner Zeit in Döbeln zugebracht habe. Sie dürfen aber keinesweges ein Tageregiſter von mir erwarten; ich werde Ihnen von dieſer Sache nur das Wichtigſte ſagen. Uiberhaupt muß ich im Vorbeygehen dieſes anmerken, daß es Ihm vortreflich in Seiner Vaterſtadt gefallen, und ſich Jedermann von Lebensart recht um die Wette beeifert habe, Ihm Seinen Aufenthalt angenehm zu machen. Eine ſolche vorzügliche Aufnahme hat Er Sich gar nicht vorgeſtellt; und es wäre kein Wunder, wenn man Ihm dadurch Luſt gemacht hätte, den Reſt Seiner Tage einmahl in Seinem Vaterlande zuzubringen. Sie werden es leicht vermuthen, daß man Ihm zu Ehren häufige Gaſtereyen werde angeſtellt haben; allein das iſt es nicht,

womit

womit ich Sie gegenwärtig unterhalten will. Visiten geben und annehmen, iſt bey ſolchen Gelegenheiten ebenfalls etwas ſehr gewöhnliches; dergleichen Dinge verſtehen ſich aber ſchon am Rande, wie man in einem bekannten Sprichworte ſagt. Alle Stunden, die Ihm von den angeſtellten Ergötzlichkeiten und andern nöthigen Verrichtungen übrig blieben, wurden Seinen Anverwandten gewidmet, und in ihrem Umgange fand Er Sein vorzüglichſtes Vergnügen. Sein alter Vater war jeden Morgen Sein gewöhnlicher Beſuch, und Sein Bezeigen gegen denſelben voll kindlicher Ehrfurcht und Liebe. Auf dieſe Weiſe floſſen ganze Monate in der täglichen Geſellſchaft Seiner Geſchwiſter und ihrer Familien, bey der vollkommenſten Zufriedenheit und Geſundheit ungeſtört dahin, und brachten die Stunde der Trennung nur allzuſchwind heran. Meinen Gedanken nach bleibt das wohl eine ausgemachte Wahrheit, daß Ihm Seine Reiſe nach Döbeln niemahls gereuen werde, ſo große Summen ſie Ihm auch immer gekoſtet haben mag. Daß er die Regeln des feinen Wohl-

ſtandes im höchſten Grade verſtehe, das habe ich Ihnen bereits zu einer andern Zeit geſagt; daß Er aber alsdenn die größten Koſten nicht ſcheue, wenn es darauf ankommt, ſich ſeinem Stande gemäß aufzuführen, davon will ich Ihnen gleich den deutlichſten Beweis geben. Da man Ihm in Seiner Geburtsſtadt von allen Seiten mit ſo großen Höflichkeiten überhäufte; ſo hielt Er es ebenfalls für Seine Pflicht, auf eine feyerliche Weiſe Seine Erkenntlichkeit gegen alle Stände zu erkennen zu geben. Zu dem Ende veranſtaltete Er zu verſchiedenen Zeiten 4 öffentliche Bälle, wovon 2 an die ſämtlichen Herren Officiers und an den einheimiſchen und benachbarten Adel in der Döbelſchen Gegend, und die andern beyden an alle übrigen Perſonen von Range und aus dem bürgerlichen Stande gegeben wurden. Dieſe Geſellſchaften waren ſehr zahlreich; wie denn etlichemahl auf hundert Perſonen gebeten geweſen ſind. Das darf ich aber wohl nicht erinnern, daß mit einem jeden Balle nebſt andern Erfriſchungen auch allemahl eine köſtliche Abendmahlzeit verbunden war, wobey der

größte

gröſte Uberfluß herrſchte. Wenn Sie Sich nun beſinnen, daß alle dieſe Solennitäten gerade in die theure Zeit fielen; ſo muß Ihnen auch nothwendig dieſes noch dabey einfallen, daß bey ſolchen feyerlichen Gelegenheiten nicht etwa nur die Reichen und Vornehmen einen guten Tag gehabt haben, ſondern auch der Mittelmann dadurch in Nahrung geſetzt, und manche hungrige und durſtige Seele der Armen davon erqvicket worden ſey. Vielleicht hat hier jemand den unzeitigen Einfall, daß es beſſer geweſen wäre, dieſen Aufwand in Allmoſen zu verwandeln. Aber wiſſen Sie denn auch, mein Herr Zoilus, daß Ihr Einwurf zu viel beweiſt? Wenn Sie recht haben ſollen; ſo darf niemand einen Schmaus geben. Denn von einer jeden Gaſterey kann ich ſagen, daß es beſſer gethan wäre, wenn man dieſes Geld unter die Armen ausgetheilt hätte. Aber welcher vernünftiger Menſch wird ſo etwas ungereimtes behaupten? JEſus iſt ja auch ſelbſt zu Gaſte gegangen, und hat die koſtbaren Mahlzeiten der Phariſäer niemahls getadelt; aber das hat er ihnen wohl vorgeworfen, daß ſie

ihre Schmauſereyen von den Häuſern der Wittwen ausrichteten. Und wenn es nicht erlaubt wäre im Uiberfluſſe zu leben, woferne man denſelben nur rechtmäßiger Weiſe hat, und mit Dankſagung genüßt; warum beſchenkte denn JEſus das neue Ehepaar auf der Hochzeit zu Kana mit Weine, nachdem ſich die Gäſte ſchon ſatt getrunken hatten? Nach der Meynung einiger ſtrengen Moraliſten wäre das alſo wohl auch Unrath geweſen; und man hätte denſelben ins Geld ſetzen, und unter die Armen austheilen ſollen. Daß doch manche Menſchen ſo gerne Mücken ſeigen, und Kameele verſchlucken! Sie, Beſter Mann, ſind nicht von dieſem Schlage, das weis ich. Nach Ihren Grundſätzen hat der Hauptmann Cl. alle Seine Sachen recht gemacht, ſo ſehr Ihn auch manche überkluge Leute zu tadeln geſucht haben. Und Sie, mein Freund, werden alſo auch ganz gewiß daran nichts auszuſetzen finden, und Sich zuverläßig nicht darüber ärgern, daß Er, als ein Soldat, den 4 Kompagnien des Blockiſchen Infanterie Regiments, welche in Döbeln ſtehen, ein Vergnügen gemacht,

macht, und einer jeden besonders ein Freybier nebst Tanz gegeben habe. Das heißt in der That sein Vermögen gut anwenden, wenn man vielen Menschen mit demselben einen frölichen Tag in der Welt macht. Es geht zwar freylich bey solchen Gelegenheiten nicht allezeit ohne Ausschweifungen ab, und manche Personen wissen in der Freude nicht Maaße zu halten; allein das muß demjenigen nicht zur Last geleget werden, welcher der Urheber einer angestellten Ergötzlichkeit ist. So hätte Gott auch die Erde nicht so überflüßig mit Speisen und Getränken anfüllen sollen, weil dieselben täglich so sehr gemißbraucht werden. Hat denn der Mensch nicht seinen gesunden Verstand und freyen Willen? Gott ist ohne Schuld, wenn sich Trunkenbolde in demjenigen Weine besaufen, den er blos darum geschaffen hat, daß er das Herz des Menschen erfreue. Aber ich muß nur auf einige Tage die Feder aus der Hand legen; denn sonst werden diese Briefe noch zu einer theologischen Moral, und ehe wir 1773 schreiben, Makulatur. Das war wohl für unsere erleuchteten Zeiten eine unver-

antwortliche Beleidigung. Wer das glaubt, dem gebe ich hiermit völlige Macht und Gewalt, sie ohne alle Gnade und Barmherzigkeit wegzustreichen. Ich möchte doch wissen, was Sie zu diesem Einfalle sagen. Ist es Ihnen denn nicht möglich, mir vor dem Ende meiner Autorschaft noch einmahl zu schreiben, und das letzte Bündelchen voll machen zu helfen? Ich lebe der guten Hoffnung, denn bald werde ich ganz leer seyn ꝛc.

Sechs und dreyßigster Brief.

(Zur Antwort.)

— — — —

drückt, und ganz vom Herzen weg geredt habe; so ist mir immer leid, daß mein Aufsatz nicht durch die Censur gehen möchte. Hier ist ein kleiner Auszug meiner entworfenen Gedanken! — — — — — — — — — — Prediger — — — — — — — — — Obrigkeiten — — — — — — — — — Schulen — — — — — — — — — Kinderzucht — — — — — — — — — Eigennutz und Mißgunst, Ungerechtigkeit und Betrug, Meineid und Falschheit, Pracht und Ueppigkeit, Wollust und Verachtung aller göttlichen und menschlichen Ordnung, bey Hohen und Niedrigen, Reichen und Armen, — — — Verpachtungen — — — — — — Abgaben — — — — — — Umsturz der Länder — — — — — — Untergang der Städte — — — — — — Das Garaus — — — — — — u. s. w. *) Werden Sie auch

*) Billige Leser werden es mir zu gute halten, daß ich ihnen den Brief meines Freundes vollkommen

Herzhaftigkeit genug haben, diese kleine Probe meiner Gesinnungen über einige wichtige Gegenstände, worau allen Patrioten gelegen ist, mit in Ihren Briefwechsel abdrucken zu lassen? Ich dächte, es sollte gut abstechen. Sollten Sie Sich aber einige Bedenklichkeiten hierüber machen, und befürchten, daß Sie meinetwegen Verdruß haben möchten; so dürfen Sie ja nur die ganze Seite mit Strichen anfüllen. Auf diese Weise erfahren Ihre Leser, daß etwas höchstwichtiges aussen gelassen ist; und Sie nebst Ihrem Verleger büssen auch nichts dabey ein; denn die leere Seite muß doch auch mit bezahlt werden. Verstehe ich das Kapitel von den Finanzen nicht meisterlich? Zum wenigsten habe ich mein möglichstes gethan, einem erschöpften Biographen in seinen Nöthen beyzustehen ꝛc.

meit vorlege. Wenn ich in Engelland lebte; so würde ich es anders gemacht haben. Aber in Deutschland verstehen sie das Ding zur Zeit noch unrecht.

Sieben und dreyßigſter Brief.

W. zu Ende des Julii 1772.

Mein verwegner Freund! Machen Sie es doch bald mit mir, wie in der Fabel der Affe mit der Katze, welcher mit ihren Pfoten die Kaſtanien aus den Kohlen langte! Ich würde gar artig angeſchmeckt haben, wenn ich Ihren allerletzten Brief von Wort zu Wort hätte einrücken wollen. Ich habe die bedenklichen Stellen nach Ihrem Vorſchlage mit Strichen bemerkt, damit Sie Sich bey der Erblickung derſelben Ihrer Sterblichkeit erinnern ſollen, und, um den Leſern zum wenigſten eine kleine Idee davon zu machen, hier und da noch einige Worte ſtehen laſſen, welche Gelegenheit zum Nachdenken geben können. Ich breche davon ab, und liefere Ihnen den Reſt meiner Nachrichten, welche nach meiner Einſicht in der Geſchichte des Herrn Cl. noch einen Platz verdienen. Wenn ich hier derjenigen Geſchenke nicht Erwähnung thun wollte, welche von Ihm an eine große Anzahl von Perſonen gemacht

macht werden ſind; ſo würde man mir vielleicht über dieſes Stillſchweigen mit Recht einige Vorwürfe machen können. Unterdeſſen darf ich gleichwohl von einigen derſelben um beſonderer Urſachen willen nichts gedenken. Sie können es leicht errathen, daß es mir von derjenigen Perſon, durch deren gütigen Verſchub, ich alle dieſe Dinge weis, müſſe ausdrücklich unterſaget werden ſeyn, ob ich mir gleich kein Bedenken zu machen habe, Ihnen einmahl alles bey Gelegenheit mündlich zu entdecken. Jetzt müſſen Sie Sich alſo ſchlechterdings nur allein an demjenigen begnügen, was ich zu ſchreiben Erlaubniß habe. Während Seines Aufenthalts in Döbeln hat Er eine gewiſſe Sorte von Lichtern gebrannt, welche noch weiſſer, als die Wachslichter ausſehen, und auch weit ſchöner als dieſe brennen. Wenn ſie vollkommen ächt ſeyn ſollen, wie es denn die Seinigen waren; ſo dürfen ſie weder von Wachs noch von Inſelt einigen Zuſatz haben, weil ſie eigentlich aus bloſſem Fiſchgehirne verfertiget werden. Will man dieſes mit Zuverläßigkeit erfahren; ſo darf

man nur einige brennende Tropfen auf die Hand fallen laſſen. Sind ſie nicht ohne Zuſatz; ſo wird man Empfindung davon haben: ſind ſie aber ächt; ſo wird man nicht den geringſten Schmerz gewahr. Von dieſen Lichtern nun, wovon Ihm jedes Pfund bis an Ort und Stelle auf 1 Thlr. zu ſtehen gekommen iſt, hat Er nicht weniger als hundert und achtzig Pfund verſchenkt. Man kann hieraus ſchlüßen, wie groß Sein ganzer Vorrath geweſen ſeyn müſſe, da Er Selbſt eine anſehnliche Menge derſelben verbraucht hat. Mit Seinem ſelbſterbauten Kaffe iſt Er noch freygebiger geweſen. Er hatte nämlich ein ganzes Faß von Amſterdam verſchrieben; und nach Seiner eignen Berechnung aller Unkoſten könnte das Pfund in Döbeln nicht wohl unter 14 Gr. verkauft werden, wenn etwas daran verdienet werden ſollte. Es war aber auch damahls gerade theure Zehrung und hohe Fracht. Von dieſem Surinamſchen auf Seinen eignen Plantagen gewachſenen Kaffe ſind vier hundert und achtzig Pfund zum Wegſchenken beſtimmet worden. Anfangs waren

dieſe Bohnen noch etwas zu neu, und alſo von einem rohen Geſchmacke, daß ſie daher eben kein allzugünſtiges Urtheil erhielten; ich habe aber nach der Zeit wieder Gelegenheit gehabt, davon zu trinken, nachdem ſie bereits etliche Monate getrocknet hatten, und dieſelben allerdings ſehr ſchmackhaft gefunden. De guſtu tamen non eſt diſputandum. Schon letzthin bat ich Sie einmahl auf einen ſolchen ſchwarzen Trank zu mir nach W. Wenn Sie mich aber nicht bald beſuchen; ſo möchte ich vielleicht hernach nicht im Stande ſeyn, Ihnen Wort zu halten. Sie verlieren nun zwar nicht eben ſo gar viel dabey; aber deſto mehr verliere ich, wenn mir meine Freude, Sie dieſen Sommer bey mir zu ſehen, abermahl vereitelt wird. Ein kurzer Beſuch von etlichen Tagen iſt mir lieber, als tauſend ſchriftliche Verſicherungen, daß Sie mich lieben. Und ſo bald unſer gegenwärtiger Briefwechſel geendiget ſeyn wird; ſo werden Sie mich auch dieſes nicht ſo gar oft verſichern, Sie müßten Sich denn das nächſte Jahr um ein merkliches beſſern. Ihre bekannte Nachläßigkeit in dieſem

ſem Stücke ſoll mich aber gleichwohl nicht abhalten, mich unaufhörlich zu nennen ꝛc.

Acht und dreyßigſter Brief.

(Zur Fortſetzung.)

M. zu Anfange des Auguſts 1772.

Oft kann ein einziger Mann von einer rechtſchaffenen Geſinnung auch viele andre Perſonen durch ſein rühmliches Exempel zur Nachahmung reizen. Herr Hauptmann El. genüßt das unausſprechliche Vergnügen, der ruhmwürdige Vorgänger einiger gutdenkender Männer zu ſeyn, welche durch ſein Beyſpiel ermuntert, von ihrem in Suriname erlangten Vermögen nach Deutſchland an ihre zurückgelaßnen Blutsfreunde ebenfalls Gelder überſchickt haben. Denn als ſie von Ihm die zuverläßige Nachricht bekamen, daß diejenigen Summen, welche Er für Seinen alten Vater und Seine verarmten Brüdern zu verſchiedenenmahlen übermacht hätte, allezeit richtig wären ausgezahlt worden; ſo hat ſie das zu dem

dem löblichen Entschlusse gebracht, in Ansehung der Ihrigen ein Gleiches zu versuchen. Sie wollten also keinesweges die Letzten in der Nacheiferung seyn. So hat z. E. Sein jüngster Bruder bey seiner Rückreise aus Paramaribo den Auftrag erhalten, für eine Familie in Erlangen Geld zu übermachen. Und auf gleiche Weise sind durch den Herrn Hauptmann Selbst für 2 andre Familien Gelder mitgebracht worden, ob ich gleich den Ort nicht eigentlich anzugeben weis, wo Sich dieselben gegenwärtig aufhalten. Doch das thut hier nichts zur Sache, wenn nur mein Vorgeben seine Richtigkeit hat. Und dafür kann ich Ihnen die Gewähr leisten, daß ich Sie nicht mit Unwahrheit berichte. Ich zweifle gar nicht, daß nicht künftig noch mehr Personen, welche in Amerika ihr Glück gefunden haben, auf eben den glücklichen Einfall gerathen sollten, ihren Anverwandten von ihren erworbenen Reichthümern einen Theil zukommen zu lassen. Nachdem nur einmahl durch unsern Landsmann ein so vortreflicher Anfang gemacht worden ist; so wird Gott gewiß noch

mehr

mehr gute Herzen regieren. Seine beyden jungen Vettern, die einmahl durch Ihn zu Reichthum und Ehre gelangen werden, haben schon den schönen Vorsatz gefaßt, die ersten 100 Gulden, die sie ersparen würden, an ihre Eltern nach Debein zu senden. Wenn doch alle Kinder so edel dächten, und so dankbar wären! Würden so viel Eltern auf ihr Alter solche Noth leiden, wenn ihre Kinder überlegten, daß es Pflicht wäre, und Seegen brächte, den alten Vater und der betagten Mutter Gleiches zu vergelten, und ihnen Gutes zu thun? Darf man sich wundern, wenn so manche Menschen auf keinen grünen Zweig in der Welt kommen? Der Fluch des 4ten Gebots verfolgt sie ihre ganze Lebenszeit bis in das Grab, und der verheißne Segen bleibt von ihnen ewig entfernt. Aber das kann freylich auch nicht geleugnet werden, daß die Eltern dasjenige, was sie im Alter ausessen, allemahl in der Jugend eingebrockt haben, und es geschieht alles nach dem Rechte der Wiedervergeltung. Oder klingt das manchen Ohren zu hart; so behauptе ich, daß die Schuld an der verkehr-

verkehrten Kinderzucht liegt. Eine übertriebne Nachsicht, und unmäßige Affenliebe ist die Haupturſache, daß so viele Kinder mißrathen, und ihren Eltern auf ihre alten Tage nichts als Schimpf und Schande, Verdruß und Herzeleid machen. Ich habe mich abermahl, ehe ich solches gemerkt, ein wenig verlaufen. Aber moraliſiren ist mein Element, das wissen Sie ja. Nur Schade, daß diese Gattung von Leuten in den öffentlichen Gesellschaften sehr unerträgliche Menschen sind! Kann man doch so gar moraliſche Prediger unter den Rechtgläubigen nicht gut ausſtehen! Das sind in den Augen der ——en wo nicht ganze, doch zum wenigsten halbe Ketzer. Aber nur noch eine ganz kleine Geduld! Meine hochgeehrteſten Leſer werden mich ja bald völlig los. Ich bin meinem Ende nahe, fast so nahe, wie dieſer Brief dem seinigen ꝛc.

Neun und dreyßigster Brief.

(Zum letztenmahle zur Fortsetzung.)

W. zu Ende des Auguſts. 1772.

Gott gebe dem Herrn Hauptmanne El: heute einen vergnügten Tag! Allem Vermuthen nach iſt nunmehr Seine Rückreiſe nach Suriname glücklich geendiget, weil er bereits in der Mitte des Junius von Amſterdam zu Schiffe gegangen. Daß Ihm auf dem Waſſer ein Unglück begegnet ſey, das laſſe ich mir auch nicht einmahl im Traume einfallen: Gott wird Sein Werk nicht unvollendet liegen laſſen. Kluge Leute verſtehen es, was ich ſagen will. Nachdem Ihn der Engel des Herrn geſund und ohne den geringſten Schaden wieder auf das Meer gebracht, und bis dahin bey ſo vielen Reiſen zu Lande mächtig beſchützt hat; ſo werden Ihn nun die Wellen eben ſo wenig verſchlungen haben, als Ihn die Flamme bey dem letzten ſchrecklichen Brande in Amſterdam nicht verzehrt hat. Er war bey der Vorſtellung desjenigen Stücks

zugegen

zugegen, welches unglücklicher Weise die Gelegenheit zu diesem Zornfeuer werden mußte, und saß in dem Parterre auf der dritten Bank. So bald Er den geringsten Rauch auf dem Theater gewahr ward; so stand Er auf, und gieng davon, obgleich die Acteurs den Zuschauern zuruften, daß sie sitzen bleiben sollten, weil die Sache keine Gefahr hätte. Durch diese geschwinde und standhafte Entschlüssung kam Er ohne großes Schrecken und Gedränge, und ohne die geringste Verletzung aus demjenigen Hause heraus, in welchem viele Personen der angesehnsten und reichsten Häuser jämmerlich verbrannten, andre, welche das Leben nicht verloren, doch an ihrem Leibe Schaden litten, einige, welche ganz und lebendig davon kamen, dennoch in ein solches Schrecken gesetzet wurden, daß sie unter dem Aderlassen ihren Geist aufgeben mußten, und überhaupt alle, die nicht bey guter Zeit hinwegeilten, sich in augenscheinlicher Lebensgefahr befanden. „Herr El. hätte sein noch „länger in Döbeln bleiben sollen, wird hier „mancher sagen. Da Er Sich noch auf 4

„Monate in Holland aufgehalten hat; wa-
„rum iſt Er denn ſo zeitig aus Seiner Vater-
„ſtadt weggeeilt?„ Ich will doch hoffen, daß dieſer Herr nicht davon Rechenſchaft abzulegen hat, wie lang Er Sich an dieſem und jenem Orte aufhalten ſollen. Wer ſeine Beſſerung weis, der iſt gewiß lieber auſſer dem Bauer, als in demſelben. Ob das hier der Fall geweſen ſey, das werden Sie, Mein Freund, ſchon zu beurtheilen wiſſen. Hätten unſern Landsmann nicht gewiſſe Umſtände zu einer ſo ſchleunigen Abreiſe gezwungen; ſo würde Er gewiß noch nicht ſo bald den Armen der Seinigen entflohen ſeyn. Ich kann Sie verſichern, daß es Ihn ſehr geſchmerzt hat, bey Seinem Daſeyn in Sachſen nicht die Hauptſtadt Seines Vaterlandes geſehen zu haben, wie Er Sich doch Anfangs vorgenommen hatte. Allein geheime Urſachen nöthigten Ihn, Sein Vorhaben fahren zu laſſen, und dafür in den Niederlanden eine Luſtreiſe von 4 Wochen zu machen, um Seinem Schaden wieder beyzukommen. Seiner Goldbörſe möchte es wohl am beſten bekannt ſeyn,

wo

wo ſie am wenigſten ſtrapazirt worden iſt. Sie verſtehen mich doch, was ich ſagen will, Sollte ich Ihnen hier etwas zu dunkel ſeyn; ſo iſt das nicht mein Fehler. Bey manchen Dingen muß man alles nur mit halben Worten ſagen. Wer alſo nicht das Pulver erfinden kann, dem ſind es Böhmiſche Dörfer. Meinetwegen mögen es einigen gar Utopiſche ſeyn! Und was frage ich darnach, wenn die Herren Lappländer und Hottentotten die geheime Geſchichte des Sächſiſchen Amerikaners nicht ergründen können? Meine Briefe ſind doch wenigſtens für die Mannsperſonen zu Fidibus gut; und meine Leſerinnen erſuche ich hiermit ergebenſt, ſie zu Haarwickeln zu gebrauchen: „das wird auch ohne ihre Erlaubniß geſchehen„ ruft mir der Römiſche Dictator zu, und bricht über dieſen Briefwechſel den Stab. „Wer muß doch dieſer Mann ſeyn?„ liſpelt mir Star ins Ohr. O! kennen Sie den Oberälteſten von Lilliput nicht? Ein Mann, ſo groß, als ungefähr mein Daum! Erkundigen Sie Sich nur bey Herr Swiften

aus Engelland; der iſt dort geweſen. Ich bin Ihr gehorſamer Diener.

Vierzigſter Brief.

(Zur Zugabe.)

W. im September 1772.

Voller Freuden, daß ich nach dem Verlangen meines Verlegers noch vor der Meſſe mit dem 4ten Stücke meiner Briefe in die Preſſe kommen ſollte, war ich eben im Begriffe, meine Papiere nach L. einzupacken, als ein guter Freund aus Döbeln zu mir kam, und mich noch mit einigen Nachrichten und Verbeſſerungen bereicherte; Erſtlich hatte Er die Ehre mich zu verſichern, daß die Schuldpoſt, welche unſer Clemen bey Seiner Wanderſchaft aus Arnſtadt hinter ſich gelaſſen, nicht achtzehen, ſondern nur 17 Groſchen betragen, und daß der alte Vater Cl. dieſes Geld nicht in Leipzig, ſondern in Naumburg ausgezahlet habe. „Gut, Mein Herr, ich danke Ihnen für dieſe Berichtigung, ob ſie gleich in der Haupt-

Hauptſache nichts verändert. „Er erinnerte „ferner, da der junge El. nach meinem Vor„geben 1745 aus Döbeln abgereiſet, und „nicht eher, als 1771 wieder in Seiner Va„terſtadt angekommen wäre; ſo machte das „26 Jahre, und nicht fünf und zwanzig, „wie ich irgendwo geſagt hätte.„ Auch dieſe Erinnerung erkenne ich mit Dank, ob ſie gleich abermahl nur eine Kleinigkeit betrift. Aber das Beſte kommt noch zuletzt. Ich gab ihm mein Manuſcript zum Durchleſen; und da hatte ich eine förmliche Gewiſſensrüge auszuſtehen, warum ich unter den Geſchenken nicht auch eines Oſtindiſchen Rohres Erwähnung gethan, das mit einem goldnen Knopfe verſehen geweſen wäre, faſt 46 Zoll lang ſeyn ſollte, und 45 Stück Dukaten gekoſtet hätte? „Und „wer hat denn daſſelbe bekommen? fragte ich „hitzig.„ Das kann ich Ihnen nicht ſagen, und wenn Sie mein Bruder wären, und mir eine ganze Mütze voll Dukaten verſprächen. „Loſer Mann, Sie wollen nicht, daß ich es „weiter ausplaudern ſoll. Es mag ſeyn. „Ich dringe nicht in Sie. Behalten Sie

„Ihr Geheimniß, Sie verſchweigen doch „nichts ohne die allerwichtigſten Urſachen. „Haben Sie mir noch weiter etwas vorzu„halten, wo ich meine Sache nicht recht ge„macht? Jetzt habe ich noch Gelegenheit, eine „kleine Nachleſe zu halten.„ Und was möchten Sie wohl gerne wiſſen? Iſt es Ihnen ſchon bekannt, daß Herr Hauptmann El. zur Muſik ein neues Forte piano in die Kirche verehrt hat? Ich ſchätze es auf 100 Thlr. es kann aber ſeyn, daß ich mich irre. „Sie „ſind aus Dobeln; und wiſſen den Werth „nicht beſtimmt anzugeben? Und was urthei„len denn die Verſtändigen von dieſem Ge„ſchenke?„ Sie thun auch rechte verkehrte Fragen! Können wohl kluge Leute von einer ſolchen Sache anders, als rühmlich urtheilen? Ich ſehe, Sie lachen; und ich merke, was Sie damit ſagen wollen. Aber mit Ihnen darf man nicht zu viel reden; denn Sie laſſen gleich alles in die Welt hineindrucken. Wenn Sie mich nicht verrathen wollen, ſo will ich Ihnen entdecken, daß — — — — — — — — und daß — — — —

Aber, wie gesagt, das müssen Sie allein für Sich behalten. „Verlassen Sie Sich auf „meine Verschwiegenheit; Sie sollen durch „mich keinen Verdruß bekommen. Können „Sie Sich auf nichts mehr besinnen, daß ich „meinen Lesern wieder erzählen darf?„ Noch eins! der Herr Hauptmann CL. hat Sich bey Seinem Aufenthalte in Döbeln durch einen berühmten Mahler aus Meissen nicht nur für Seine Person, sondern auch Seine ganze Familie männlichen und weiblichen Geschlechts mahlen lassen, und diese Bildnisse mit nach Suriname genommen. Uiberdieses ist Sein Portrait noch zehnmahl abkopirt worden, wovon 4 Stück an Seine Geschwister, die übrigen 6 aber theils an einige vornehme Gönner, theils an etliche gute Freunde zu einem Andenken gekommen sind. „Sie haben wohl „vermuthlich auch eins erhalten?„ Wie Sie doch spotten können! Wenn Sie gleich nicht wüßten, daß diese Ehre für mich viel zu groß wäre, und mir den Neid der halben Stadt aufladen würde! Lassen Sie uns von dieser

Materie abbrechen, und etwas anders mit einander reden! Ich wüßte wohl noch ein Geſchenk, wovon Sie auch nichts erwähnt haben. Es hat in einer — doch kein Wort mehr! Ich will es Sie ein wenig merken laſſen, daß die Geſchichte Ihres Amerikaners durch meinen Beyſtand noch wichtige Zuſätze hätte erhalten können. Hier haben Sie, Mein Lieber F**, den Inhalt desjenigen Geſprächs, das noch kurz vor dem Abgange der Poſt, mit welcher ich Ihnen den Reſt unſers Briefwechſels überſchicke, zwiſchen mir und einem Freunde aus D**, vorgefallen iſt. Suchen Sie den Abdruck dieſes letzten Stücks zu beſchleunigen, damit die Liebhaber dieſer Geſchichte nicht verdrüßlich werden. Wenn ich nicht beſorgte, daß man mir eigennützige Abſichten andichten möchte; ſo würde ich dieſem Werkchen noch eine Dedikation an diejenige Perſon vorgeſetzt haben, die mir durch Ihre Begebenheiten den Stoff dazu gegeben hat. Allein aus der angeführten Urſache habe ich

dieſen

dieſen Gedanken gänzlich bey mir unterdrückt. Ich werde mich im Verborgnen darüber freuen, wenn der Herr Hauptmann El. dieſe Briefe Seines Beyfalls würdigen ſollte. Und es ſoll mir ein wahres Vergnügen ſeyn, wenn ich hören werde, daß es Gott Ihm und Seiner ganzen Familie noch ferner nach Wunſche gehen läßt. Die Welt mag immer murren! Mein Wunſch iſt auch der Ihrige. Und Gott ſegne Sie, und nehme Sie in ſeinen Schutz! Ich verbleibe ohne Aufhören ꝛc.

Nachschrift.

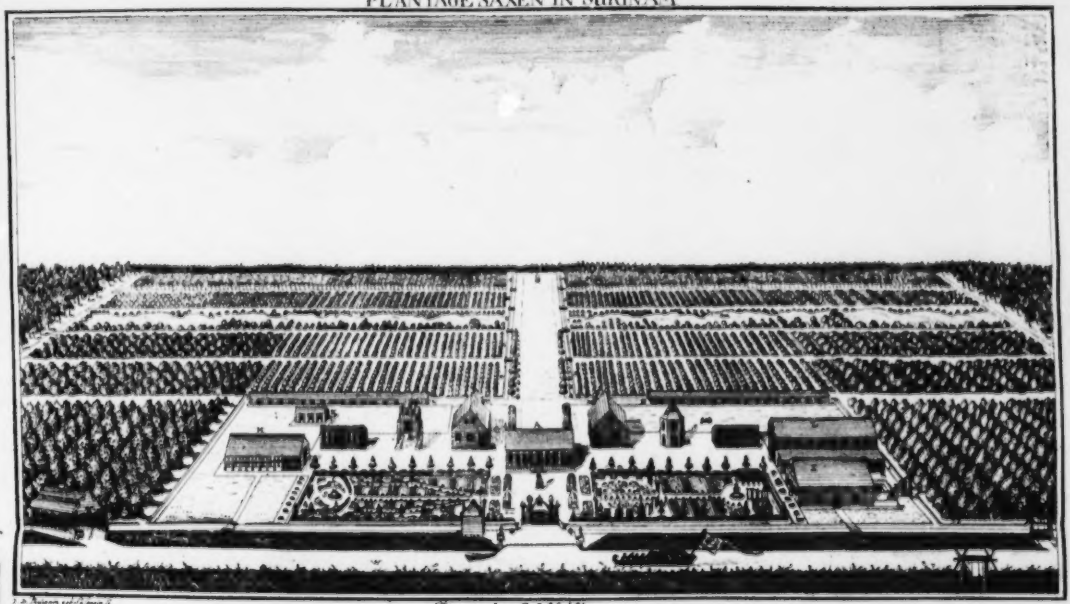
Nachdem bereits das 3te Stück dieſes Briefwechſels abgedruckt iſt; ſo werde ich eines Fehlers gewahr, den ich hier noch zu rechter Zeit verbeſſern muß. Ich habe nämlich behauptet, daß derjenige Neger, welcher eine Menge Sklaven vergiftet hatte, bey der Exekution durch die Stadt Paramaribo geſchleift worden wäre. Allein dieſes iſt falſch. Die Schwarzen haben ihn durch die Plantagen geſchleift; in der Stadt ſelbſt würde ihnen das nicht erlaubt worden ſeyn. Die übrigen Umſtände hingegen ſind alle richtig angegeben. Solte ich ſonſt noch irgendwo einen Irrthum begangen haben; ſo kann er doch keine Sache von Wichtigkeit betreffen.

Erklärung der Buchſtaben und Nummern auf dem Proſpect der Plantage Sachſen in Surinam.

A. Wohnhaus von dem Eigenthümer der Plantage.
B. Häuſer des Directors nebſt dem Magazin.
C. Küche und Waſchhaus.
D. Korn-Magazin.
E. Tauben-Haus.
F. Schaaff-Stall.
G. Vogel-Haus.
H. Zimmer- und Böttcher-Hof.
I. K. Kranken-Haus vor die Negers.
L. Coffee-Haus.
M. Bequemlichkeitshäuſer.
N. Neger-Haus.
O. Gondel-Haus.
P. Steinerner Waſſertrog.
Q. Oerter, wo der Coffee getrocknet wird.
R. Wache.
S. Luſtgarten.
T. Schleuße.
U. Ciſterne.
W. Graben.

N. 1. Ein Stück mit 4408 Coffee-Bäumen, 7 Acker groß.
— 2. — — 4470 Coffee-Bäume, 7 Acker.
— 3. — — 8510 —— dito, 13 Acker.
— 4. — — 8414 —— dito, 14 Acker.
— 5. — — 7000 —— dito, 11½ Acker.
— 6. — — 7040 —— dito, 11½ Acker.
— 7. — — 5439 —— dito, 12 Acker.
— 8. — — 5439 —— dito, 12 Acker.
— 9. — — 8880 —— dito, 15 Acker.
— 10. — — 8880 —— dito, 15 Acker.
— 11. — mit Tayer, eine Wurzel, zur Fütterung des Viehs, und Benanne für die Sklaven beſtanzt, 15 Acker.
— 12. —— dito, —— —— 15 Acker.

PLANTAGE SAXEN IN SURINAM



Leipzig bey C.G. Hilscher.